

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 144.

Sonntag, 29. Mai

1932.

Wo ist Schokolade!

Roman von Christel Broehl-Delhaes.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nachdem die beiden gegangen waren, blieb Mythe sehr nachdenklich in ihrem Zimmer zurück. Es war ganz und gar verwunderlich, daß da ein fremder Mensch kam, eine Stunde im Zimmer war, und schon dazu gehörte, als hätte man ihn immer gekannt. Obwohl Charlotte Toba höchstens fünf Jahre älter war als man selbst, kam sie einem wie eine Mutter vor. Ja, das war das Geheimnis: Charlotte war mütterlich. Und ihre Mütterlichkeit trieb sie, sich ihrer — der durch den Tod des geliebten Verwaisten — unter Hintanstellung ihrer eigenen Gefühle anzunehmen. Ein wenig klein kam sich Mythe neben dieser Frau vor, die doch auch den Verstorbenen sehr geliebt hatte, aber keine Träne weinte.

Charlottes Kehle war eng und heiß, als Grete die Tür zum Versuchsraum öffnete. Sie hielt dazu die Lampe. Das Wasser gluckte unter ihren Schritten, unter dem Öffnen der Tür. Grete nahm die Lampe wieder aus Charlottes Händen.

„Das elektrische Licht verjagt wegen Überfüllung des Kabels“, erklärte sie. „Hoffentlich sehen Sie mit der Lampe genug!“

„Ich werde schon sehen“, antwortete Charlotte kurz, denn der Eintritt in die Arbeitsstätte des Toten erschütterte sie mehr als sie zeigen wollte. „Ich bin an alle Situationen gewöhnt. Lassen Sie mich bitte allein und gehen Sie zu Frau Gereuter zurück. Man darf sie nicht viel allein lassen!“

Aber das Mädchen hatte Zutrauen gefaßt und zeigte den Wunsch, sich Charlotte mitzuteilen.

„Es war schrecklich mit Frau Gereuter“, sagte sie; „als sie den Herrn Gereuter nach Hause brachten, wollte sie sich das Leben nehmen.“

Charlotte zeigte ein undurchdringliches Gesicht.

„Herr Gereuter war sofort tot?“

„Ja, er hatte schreckliche Brandwunden. Er hatte ja die gefährlichen Versuche schon lange gemacht. An dem Unglückstag plakte das in die furchtbar heiße Flamme eingeführte Rohr, und das Wasser, das sich aus der Bruchstelle ergoß — ich habe vergessen, wieviel Grad Hitze das hatte — floß Herrn Gereuter über den ganzen Körper. Nur das Gesicht war verschont — — —“

„Gehen Sie bitte hinauf“, sagte Charlotte sanft, „ich glaube, Frau Gereuter rief eben — — —“

Das Mädchen hätte gern noch etwas gesagt. Sie lauschte nach oben und verschwand dann. Charlotte aber wachte mit beiden Händen an den Augen herum. Sie hatte geglaubt, ganz tapfer sein zu können, aber an Ort und Stelle überwältigten sie die Dinge. Sie tat ein paar Tritte in den Raum hinein, zu dem Tisch hin, auf dem die Lampe stand. Unter ihren Füßen gluckte drohend das Wasser. Feuchter Aufschlag glänzte an den Wänden, die ölgelblich waren. In dem Bach, der den Boden des Raumes bedeckte, schwammen ein paar Zeichnungen herum. Charlotte bückte sich, nahm sie heraus, aber das Wasser hatte die dünnen Bleistiftstriche schon vollständig verwischt. Charlotte war so, als habe sie eine

unbezahlbare Kostbarkeit verloren. Im großen ganzen sah dieser Versuchsraum nicht anders aus als der ihre; sie waren beide eines Geistes gewesen, sie und Hellmuth, wie sie auch eines Körpers geworden wären, wenn es nicht eine Mythe Mattheus gegeben hätte.

Als Charlotte nach einer Stunde noch nicht wieder oben erschien, schickte Mythe nach unten. Grete fand Charlotte dabei, daß sie Herrn Gereuters Geräte, Maschinen und Versuchsrohre mit großer Sachkenntnis einpackte.

„Das Wasser könnte noch höher steigen und dann wären alle Versuche verloren. Herr Gereuter hat ja ganz hervorragende Ergebnisse erzielt.“ Sie hielt ein Bündel Schriften in der Hand, wichtige Aufzeichnungen, die dem Hochwasser anheimgefallen wären, wenn Charlotte sie nicht gefunden hätte. „Haben Sie nicht ein kleines, hochgelegenes Kämmerchen im Hause, wo wir die Sachen vorläufig unterbringen könnten?“

Grete meinte, wenn Frau Gereuter es gestatten würde, da wäre neben dem Badezimmer so ein Abstellraum. Hellmuth Gereuters Sachen in den Abstellraum...? Nun ja — — —

Mythe hatte nichts dagegen und Grete half Charlotte beim Wegtragen. Es dauerte lange, bis sie fertig waren. Mythe hatte inzwischen den kleinen Manfred zu Bett gebracht und bekümmerte sich nun um ein Abendbrot. Sie erschrak, als dann Charlotte plötzlich in der Tür erschien, zurückhaltend ein Bündel Akten hielt und bescheiden meinte:

„Willst du die Sachen durchsehen?“

Mythe wehrte sich gegen dieses Ansinnen mit der Bitterkeit, die sie bis jetzt immer gezeigt hatte, wenn von Hellmuths Arbeit die Rede war, und die Charlotte nun schon an ihr kannte.

„Nichts sehen will ich davon. Behalte sie, wenn du sie zu Studienzwecken verwenden kannst — — —“ Unbewußt gebrauchte nun auch sie das Du. Ihre Zutraulichkeit beglückte Charlotte. Sie dachte daran, daß Hellmuth Freude gehabt hätte, wenn er es noch erlebt hätte.

„Es muß doch einer sein, der Hellmuths geniale Pläne weiterführt“, meinte sie. „Ich will es sein, Mythe!“

Mythe schwieg und ging mit einem Tablett voll Speisen an Charlotte vorbei ins Wohnzimmer. Sie deckte den Tisch.

„Bist du mir gram deswegen — — —?“, fragte Charlotte nach einer Pause.

Mythe schüttelte den Kopf. Die langen, blonden Locken ihres schimmernden Haars schlügen dabei gegen ihre sehr schmalen Wangen; unsagbar reizvoll sah diese Bewegung aus.

„Ich denke nur: Du hättest viel besser zu Hellmuth gepaßt als ich; denn für seine gefährvolle Arbeit hatte ich keine Liebe.“

„Aber, Mythe, nein! Er mußte es doch wissen. Hätte

er mich denn aufgegeben, wenn er davon überzeugt gewesen wäre?"

Und wieder äußerte sich Mythe ganz impulsiv, indem sie zu Charlotte hinstieg: „Ich habe ihn dir gar nicht nehmen wollen. Als wir uns nahetraten, wußte ich nicht einmal, daß er verlobt war — — —“

„Er hat unser Verlobung eben nie als Fessel empfunden.“

„Nicht wahr?“ atmete Mythe auf und spürte im Augenblick nicht, daß es Charlotte wehtat. „Immer wart ihr viel mehr Kameraden als simple Liebesleute. Er sprach so oft von dir. Ich war oft eifersüchtig. Wenn irgend etwas nicht glückte, meinte er wohl: „Ich muß einmal mit Charlotte darüber schreiben!“ Fragte ich ihn dann, um was es sich handelte, dann küßte er mich und meinte: „Versteht ja doch nichts davon, Kleines.“ Ach nein, ich verstand nichts davon.“

Es war etwas von der Überlegenheit der Besitzenden in dieser Rede, ohne daß Mythe sich dessen bewußt war. Sie räumte der anderen gewisse Recht: an ihren Mann ein, aber nicht so, daß sie ihr interessant geworden wären. Es war auch nicht richtig, daß sie je auf Charlotte eifersüchtig gewesen war. Charlottes gerade, edle und bescheidene Art schien viel zu ungefährlich. Mythe wußte, daß sie ihren toten Mann ganz und gar allein beisehen hatte, daß er der früheren Braut nur noch als tüchtige und achtenswerte Kollegin gedacht.

Mythe Gerenter aß so wenig, daß sich Charlotte ihres gesunden Hungers schämte, aber Mythe versicherte, sie beneide jeden, der Appetit habe. Sie selbst — — — o, Gott, seit Hellm gestorben — — —

Diese Wendung hatte Charlotte lange gesucht

„Du mußt diese Umgebung verlassen. In diesem Zustand ist sie überflüssig für dich. Graues Wetter, Not, Sorge, Hochwasser, dazu der Verlust — — —“

Mythes Blick wurde wieder gequält.

„Es nützt mir nichts, Charlotte, ich muß ausharren. Ich weiß nicht, wohin ich gehen sollte — — — Meine Eltern sind tot. Mein Bruder? Ich harmoniere nicht mit ihm, seit er — verheiratet ist. Ich stehe ganz allein. Aber ich habe ein Grauen vor diesem Hause, vor den kommenden Einsamkeitstagen. Vor dem Advent! Vor Weihnachten! Hellmuth! Hellmuth!“

Ihr Schrei nach dem Toten erschütterte.

„Ich mache dir einen Vorschlag, Liebe“, tröstete Charlotte. „Du gehst mit zu uns! Weit von hier bekommst du andere Eindrücke. Mein Bruder hat eine helle, gesunde Art. Er kann sich viel des Jungen annehmen. Du kannst viel spazieren gehen und neue Bekannte finden und alles wird lichter für dich. Wäre das nicht schön, Mythe?“

„Wahrhaftig, Charlotte, ich gehe mit, wenn es dir ernst ist. Hier schaudert mich. Die Industrie, die ich hasse, das Hochwasser, vor dem ich mich fürchte — — — ach, ich bin wohl sehr haltlos, Lotte, wie?“

„Also abgemacht: Du gehst mit! Vorläufig stellen wir die Möbel im Obergeschloß zusammen, und wenn du oben bleiben willst bei uns, dann lassen wir sie nachkommen. Hellms Sachen werde ich selbst — — —“

„Nein, nein, es ist nicht wahr, daß ich Angst habe vor dem Hause, daß ich es hasse. Ich bin doch so glücklich hier gewesen, Hellm hat mich doch auf Händen getragen. Und seine Arbeit habe ich doch nur gehaßt, weil sie ihn mir genommen hat — — —“

„Ich weiß das ja, Mythe, ich weiß alles“, beruhigte Charlotte die Aufgeregte. „Aber du mußt dich dennoch lösen von hier. Du wirst mir ja schwermütig. Manfred muß doch wenigstens seine Mutti behalten!“

Da weinte Mythe schon wieder, und wieder wurde sie so blaß, daß es keine Steigerung mehr geben konnte und Charlotte erschraf. Fürchtbar waren die Nerven dieser jungen Frau zugerichtet — — —

Aber da war der starke Gedanke an die Heimat, an Markus. Markus würde schon ein Mittel wissen zur Zerstreuung.

„Morgen geben wir ein Telegramm an Markus auf, daß ich dich mitbringe!“ sagte sie unwillkürlich laut.

„An Markus?“

„Ja, an meinen Bruder! Junggeselle! Wohnt auch im Tyba-Haus. Ist ein Kinderarzt und goldener Kerl. Paß' auf, du wirst dich prächtig mit ihm vertragen, Liebe.“

Mythes Schwermut bekam Lichtblide der Hoffnung. Ja, Luftveränderung, andere Umgebung — — ja, das würde gut sein — — Alles, was Charlotte tat, war gut — — —

*

Charlotte hatte Zeit gefunden zu einem ausführlichen Brief an ihren Bruder. Markus saß am Steuer seines Wagens zur täglichen Krankenvsiten, als der Briefträger den Brief ablieferte. Charlotte schilderte sehr anschaulich, so anschaulich, daß nun auch Markus die zarte Mythe liebte, die mit ihren zarten Knöcheln durch das Hochwasser waten mußte. Sollte Charlotte sie also mitbringen. Ich höre sie nicht. Der Junge interessierte ihn weit mehr, den sie mitbrachte. Kam einmal Leben in das stille, alte Tybahauses am Markt . . .

Im Grunde ging ihn ja alles das nichts an, was Charlotte tat. Nein, es ging ihn so wenig an, daß er noch einmal ausstieg, die Abfahrt um eine halbe Stunde verschob und Maria klarmachte, daß das Tybahauses in kurzer Zeit einen Besuch bekommen würde, dem sich das Tybahauses im besten Lichte zu zeigen habe. Man wollte doch schließlich stolz sein auf sein Vaterhaus.

Maria, die schon bei den Tybas gedient hatte, als Charlotte, Markus und die beiden Jungen, die im Weltkrieg geblieben waren, noch in den Kinderschuhen steckten, zeigte begreifliches Interesse, denn auswärtiger Besuch war dem stillen Leben des Tybahauses ganz ungewohnt.

„Na, das freut mich ja, Herr Doktor, daß es mal was neues gibt! Wer ist denn der hohe Gast?“

„Frau Gerenter mit ihrem Kinde!“

Maria schien nicht recht gehört zu haben. Sie legte den Kopf schief und starrte Markus Tyba an.

„Wer?“

„Sie haben mich ganz genau verstanden!“

„Doch nicht die Frau vom — Herrn Hellmuth? Die doch wohl nicht?“

„Doch, seine Witwe!“

Maria heulte plötzlich ohne deutlichen Grund in ihr Taschentuch hinein.

„Der Herr Hellmuth ist tot? Der immer so sonnig und so lustig war und den nichts totkriegen konnte. Der ist tot?“

„Ja, verunglückt! Maria, nun weinen Sie doch nicht so schrecklich.“

„Ach, so einen netten, lieben Kerl gab es doch auf der Welt nicht mehr — — —“

„Erlaube mal, meine Wenigkeit — — —“ Markus versuchte es mit einem Scherz.

Maria wischte mit der Schürze an den Augen herum.

„Und nun bringt Fräulein Charlotte die Frau her? Die wollt' ich doch nicht im Hause haben — — — Die mit den Bräut'gam abspenstig gemacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Eichhörnchen.

Hinhuscht es wie ein flackernder Streif,
Hält und verlauscht. Schwarz blinken die Augen.
Spitzohren geredt, die der Warnung taugen,
Und steil der feurig-rotbuschige Schwelf.

Klink dreht sich das Köpfchen. Aufheben zum Rund
Die hurtigen Pfoten, aus Buschwerk gerafft
Eine Frucht, und der spitzen Zähne Kraft
Knaust den Kern aus der Schale knackendem Rund.

Da plötzlich ein Rascheln: Schon kößt es empor,
Über die Rinde wie flammenzudendes Feuer,
Rom Stamm zum Ast, und des Schwanzes Steuer
Nichtet den Sprung ins laubbrausende Tor.

Noch einmal ein Schimmer, braunrotes Bergglühn
Im Geäst, das Winde der Freiheit durchziehn.

Heinrich Reiss.

Münchener Vorkriegsidylle aus dem alten Schwabing.

Von Fritz Ertler.

„Wir san vom 1. und 2. Infanterie-Regiment“, schmetterte die Musik des Leibregiments durch die stillen, menschenleeren Straßen der Maxvorstadt, genannt das alte Schwabing.

Es ist noch erste Morgenfrühe. Ganz leise und schüchtern stehen sich die vorwärtigen Strahlen der aufgehenden Sonne durch das saftige Grün der Bäume. Ehrwürdig, ernst und selbstbewußt blicken die beiden Pinakotheken auf die kraftstrotzenden Gestalten der Leiber, die zur Übung nach Oberwiesenfeld marschieren.

Kinderköpfchen fahren aus den Rissen hoch, und gleich dem süßen Zwitschern der Vögelchen, die mit der Musikkapelle den hellen Morgengruß begleiten, tönt es jubelnd von den frischen Lippen: „Die Leiber kommen!“

Entflohen ist der Schlaf, wie sollte er auch solchem Bedruf standhalten.

Fenster werden aufgerissen, Jalousien klappern in die Höhe, vom kleinsten Baby, das aus dem Arm der Mutter zappelt, bis zur alten, schneeweißen Matrone, die mit zahlosem Munde freudig fächert, wird den Soldaten begeistert zugejubelt.

Sonnig ist der Morgen und sonnig das frohe Lachen der Kinder. Heller Bedruf der Leiber, strahlender Sommertag und dazu Ferien.

Hinter dem alten nördlichen Friedhof beginnt die Wiesen, die Wiesen, die sich bis zur Rosenau und weiter zieht, auf der kein Auto rast, keine Straßenbahn klingelt, keine graue, starrende Häuserreihe die Sonne verdunkelt, kein Schutzmann zur Ruhe mahnt; die Wiesen, die im wahrsten Sinne des Wortes das Paradies der Kinder bedeutet.

Sie war der Schauplatz wütender Schlachten, die zwischen den feindlichen Parteien, d'Schellingstrahler und d'Zieblandstrahler, tobten. Erbittert war der Kampf, und mancher Held, der übel zugerichtet aus dem heißen Ringen kam, erhielt an Stelle der verdienten Anerkennung von den verständnislosen Eltern eine gehörige Tracht Hiebe.

Besonders begeistert zeigte sich die Wirtin der Rosenau, als einmal eine ganze Kompanie Buben unter dem Vorwand, „sie hätten Geld genug“, ausreichend Nudelsuppe servieren ließ, und dann für die Speisung zwanzig Pfennig verabreicht mit der Versicherung, daß die Bedienung bei der nächsten Einteilung das Trinkgeld doppelt bekommen würde.

Die Wirtin der Rosenau schien anderer Ansicht, sie behandelte die Helden nicht höflich genug, und deshalb wurde ihr Lokal künftighin verächtlich gemieden.

Trotzdem hatte die Rosenau noch einen Anziehungspunkt, nämlich — einen alten Automaten. Einer der Buben erhielt von seiner Mutter ein plattgedrücktes Zweipfennigstück geschenkt, das ihm kein Kaufmann abnehmen wollte. So warf er das Geldstück in den alten Automaten, „bloß daß is nimmer sieh“, versicherte er den Kameraden wütend. Aber welches Staunen — der alte Automat war Geschäftsmann. Als probeweise der Schieber herausgezogen wurde, prangte auf demselben ein Päckchen Schokolade.

Großer Kriegerstolz. — Woher plattgedrückte Zwöarings nehmen? Einer der größten Schlingel machte den Vorschlag, die Straßenbahn einmal probeweise über einen Zwöarings fahren zu lassen — und siehe, die Probe fiel glänzend aus. Der alte Automat belam riesigen Zulauf, war in kurzer Zeit ausverkauft, wurde aber von dem undankbaren Fabrikanten nicht mehr aufgefüllt. Doch nicht nur die Wiesen mit ihrer Rosenau, auch die von der Straßenreinigung bereitgestellten Sandkisten boten einen herrlichen Stützpunkt für Spiele. Besonders beliebt war das Schussern.

„Was tean ma jetzt heut?“ konnte man in ernster Beratung hören; „lacherln oder langaus?“ Dann aber schwirrte es nur so von Fachaussprüchen: „Tschump, der leht!“ „König-leht!“ — „Kaiserleht!“ — „Gottleht!“ — „Gottleht g'winnt.“

Den Sinn dieser Worte werden wohl nur unsere alten Münchener Sandkistenmeister verstehen, schadet auch gar nichts, hätten die anderen Menschen das schöne Schusserspiel gelernt!

Beim „Kacherln“ behauptet einer der kleinen, schmutzigen Kampfhähne, sein Schusser wäre im Kacherl gewesen (kleines, kreisrundes Loch, in das der Spieler treffen mußte, um zu gewinnen), während die anderen diese Tatsache hitzig bestreiten.

„An Bollndred, drüber naus hast g'schossn und dann mit'm Fuag den Schusser ins Kacherl g'schossn. Jetzt dat er sag'n, er hat gwonna, tua ja net seppeln, sunst wern mir windi, Schussa solln ma uns wieder lassa, gel, dös kannt dir

denken; wir brauchen unser Geld für eine Überraschung und für ein Warschauer, verstehtst?“

Das Warschauer war aber auch direkt ein Gedicht. Von den Bädern mit Liebe gebaden, enthielt es alle die alten Überreste, die tagsüber nicht verkauft wurden, ein herrliches Gebäck, lothschwarz und pappig und dazu billig und ausgiebig. Es blieb den ganzen Tag im Wagen liegen, während das in der Überraschung gewöhnlich enthaltene verzuhrte Gummimandl so leicht nicht mehr aus den Zähnen zu bringen war. Es war halt die gute, alte Zeit, und der Käufer konnte für sein Geld noch etwas erhalten.

Doch auch diejenigen Spieler, welche sich keine Schusser infolge finanzieller Schwierigkeiten leisten konnten, wußten sich zu helfen. Wofür waren denn die mit einer Glasugel verschlossenen Limonadenflaschen da? Wollte ich hier alle die ehrennden Ausdrücke auf die Schwabinger Jugend anführen, unter welchen der wütende Wirt die Scherben seiner geköpften Flaschen zusammenlehrte, ich müßte diesem Artikel ein Wörterbuch unserer weichen, melodienreichen Münchener Sprach beilegen.

Aber auch Traller schwirren, Diabolos fliegen (manchmal auf die wagenradgroßen Hüte der Damen), Drachen steigen, Reifen sausen — die Passanten aber weichen geduldig aus und freuen sich über diesen herzerfrischenden Kinderübermut.

An einer Ecke stehen einige Jungens in geheimnisvollem Geflüster beisammen. Dann sind sie spurlos verschwunden. Einige Minuten später bleibt ein wohlbeleibter Münchener verduht stehen. Vor ihm auf der Straße liegt eine Geldbörse. Das Büdchen verursacht unendliche Mühe. Als er endlich die Börse fassen will, verschwindet dieselbe, an einem hauchdünnen Faden gezogen, spurlos in einem Kellerloch, aus dem wiehernbes, schadenfrohes Lachen tönt.

Der Dide aber geht schnaubend zum leidtragenden Limonadenflaschenwirt, und beide sind sich einig, daß die aufwachsende Jugend nix mehr taugt, daß mir schon noch ununser Wunder mit dene Hundsbuam erleb'n, daß da a Zucht herg'hört, und spülen endlich mit einem frischen Maß den lochenden Zorn hinunter.

Auch die Mädels hatten ihre Spiele. So eignet sich zum Beispiel der Keller einer Kohlenhandlung wunderbar für den Kerker der Genoveva. Eben wird die Unglückliche gefesselt, als ein kleiner Junge unter der Tür erscheint.

„Was willst du denn?“ lautet der nicht sehr freundliche Empfang. — „Mitspielen!“ ist die prompte Antwort. — „Was willst denn machen?“ — „Den Maderg'ruach!“ war die Antwort, und der Kleine setzt sich still in einen Winkel.

Die Kerkermeisterin ist zufrieden — warum auch nicht? Der anspruchsvollste Theaterdirektor wäre mit den Leistungen dieses Schauspielers zufrieden gewesen.

Übermütiger noch als Kinder sind die Studenten. Sie bringen mit ihren tollen Streichen die ruhebedürftigen Bürger zur Verzweiflung. Trotzdem gehören die bunten, frohen Farben der Mützen zum beweglichen Inventar des Nordviertels, genau so, wie die blauen Uniformen der Leiber. Ist doch das Nordviertel wie ausgestorben während der großen Ferien, und mit fiebernder Ungeduld werden die Zugvögel von den Hauswirten und besonders den Maderln erwartet. Ersteren bezahlen sie die Mieten, letztere aber werden geliebt und manchmal sogar geheiratet. Bei Papa Benz und Kathi Robus sind sie zuhause, Kunstgenuß wechselt mit den Weiskwürsten des Donisl, Mary Irber setzt mit ihrer Erotik das ganze geruchsame Nordviertel in Brand, und immer ist neben dem Künstler, ohne dessen lange Mähne das alte Schwabing gar nicht zu denken wäre, der Student im Mittelpunkt.

„Ja, wenn wir Studenten nicht wären!“, hörte ich einmal einen jungen Gelehrten, dessen Oberlippe der erste Flaum zierte, zu einem schnaubartigen Hausmeister an der Schellingstraße sagen.

„Dann hätten wir wenigstens a Ruach bei der Nacht!“ entgegnete dieser grimmig.

Trotzdem blüht in den Augen des Alten der Schalk. Vergangene Nacht hatten Studenten, in weinseliger Stimmung aus dem Sempel kommend, in aller Stille die ganze Einrichtung der Bude ihres stark benebelten Korpsbruders vom dritten Stockwerk auf die Straße getragen, und unter schallendem Gelächter der Passanten entkleidete sich Bruder Studio auf der Straße, um ins Bett zu steigen, immer wieder versichernd, es wäre von seinen Kameraden zu lieb, ihm so behilflich zu sein, denn er hätte seinen Affen doch nicht bis

zum dritten Stockwerk geschleppt und wäre sicher auf der Stiege verunglückt.

Die kräftige Stimme eines Passanten schmetterte den Warnungsruf: „A Schandarm!“ in den Tumult, als die bligende Helmspitze und das Auge des Gesetzes aus der Ede auftauchten. Der Hüter der Ruhe säuberte den Platz, war aber selbst nicht imstande, trotz aller Mühe, die er sich gab, das Lachen zu unterdrücken.

Andern Tags erklärte einer der Studenten, er würde trotzdem immer noch lieber Bestepuher beim Donis! als Möbeltransporteur werden.

Frohsinn und Übermut, sie waren im alten Schwabing zu Hause. Ob nun der Abend im Sempel, bei Papa Benz oder bei den Komikern in der Max-Emmanuel-Bräuerei verbracht wurde, überall das gleiche Bild — Lachen und Stimmung.

Es sind noch nicht zwanzig Jahre, daß diese Bilder entschwand, daß wir tränenden Auges unsere geliebten Leiber hinaus in Not und Tod ziehen sahen — die bunten Mützen der übermütigen Studenten mit dem Stahlhelm vertauscht wurden.

Heute klingelt über unsere geliebte Wies'n die Straßenbahn, starren Häuserreihen, ist das Paradies der Freiheit für die Jugend verschwunden — in doppeltem Sinne.

Finanzielle Not hemmt den Frohsinn der Studierenden, die schönen Künste liegen nahezu brach.

Die beiden alten, ehrwürdigen Pinakotheken sind gleich geblieben, im Schatten ihrer Anlagen tummeln nach wie vor die Kinder, auch die Kaserne des Leibregiments ist unverändert — und trotzdem, unser altes, geliebtes Schwabing liegt im Sterben.

Wenn ich unter rauschenden Kastanien der Pinakothekanlagen schreite, so ist es mir, als müßte ich erwachen aus schwerem, qualvollem Traum, als müßten sie mir wieder entgegenbringen, die wilden, trostigen, zu jedem Übermut bereiten Buben. Die bunten Mützen frohlockender Studenten leuchten, der dröhnende Tritt unserer Leiber hallt durch die Straßen. Aber die Musik? — Nicht ein froher Marsch wie ehemals schmeichelt ins Ohr — wehmütig klingt ihr Spiel in meinem Herzen:

„Die alten Straßen noch, die alten Häuser noch,
Die alten Zeiten aber sind nicht mehr.“

Hernach.

Von Julius Kreis.

Fatbestand: In der kleinen Stadt Birnbach irgendwo zwischen der Donau und den Alpen soll Goethe einmal übernachtet haben. Im Gasthaus zum Lamm. Gewiß weiß man's nicht. Der alte Rektor Dagberger verbringt seinen Lebensabend damit, durch Quellenforschung den Nachweis zu führen. Inbes: Der Zustand der Ungevißheit und des Zweifels läßt die Birnbacher ruhig schlafen. Sie legen kein so großes Gewicht auf ihre Beziehungen zur Literatur. Der Lammwirt Schrögl, dem der Rektor Dagberger von Zeit zu Zeit mit dem Vorschlag kommt, eine Tafel am Haus anzubringen, der schüttelt immer wieder milde aber bestimmt das Haupt und sagt: Mir brauch'a loa Tafi!

Immerhin hat es der Dagberger durchgeseht, daß der Schauspieler und Vortragskünstler Emil Schlubmann einen Goethe-Abend ansetzen konnte: Goethe und die Frau von Stein.

Der Schrögl hat den großen Saal dazu hergegeben und in Wausch und Bogen überlagert, wie weit so ein Vortrag den Ausschaut hebt. Er ist gegen diese Veranstaltung voll Mißtrauen; denn er verpicht sich davon nicht viel Durs bei den Zuhörern. Auch der „Hauß“, der Kobi, hat mit einigen finsternen Worten und einem landläufigen Zitat aus Goethes Werken den Vortragstisch auf die Bühne hinaufeslamotiert und ist in der Stadt um diese „Stehlamp'n“ herumgerannt, um diese „blutige Sackgamentstlamp'n“.

Und dann konnte im Lammbräusaal Herr Emil Schlubmann seinen Abend „Goethe und die Frau von Stein“ abhalten, umgeben von den Delorationen des Veteranen-Vereins: zu Häupten des Sprechers ein Fächer aus Chassepot- und Berbergewehren, Säbeln und Bajonetten, zu seiner Seite Cornister, Kirsche und Trompeten.

Hernach haben sich die Leut' ausgesprochen.

Der Lammwirt hat es gleich gewußt. Die Leut', die da in der Hauptsach kommen, die haben nicht viel Durs. Lauter Halbe! Die Beamten natürlich. Die Frauen haben beim Mann mitgetrunken. Und der Dagberger ist ihm wieder mit dieser „Tafi“ gekommen. „Und i mag amal net! Wenn er a so a Tafi ham wui, dann soll er's halt an sei' Haus hi' macha lass'n.“

Der Kobi, der Hauß, aber ist noch voll Erbitterung über die Stehlampe. Muß er — der ganz ander — a Stehlamp'n ham!

Derf i de ganz' Stadt ausrenna! Wer hat denn glei a Stehlamp'n! Wer leucht denn gern a so a Stiid her! Derst di liberall o'schaug't lass'n. Beim Apotheker ham i na oane g'habt. Uingeh' muoß mit so an Sach' wia mit'm Christkindl. Da is glei' was brocha bro, und i derf's na ausfreß'n!

Die Leni, das Zimmermäd, meint: A sauberer Mensch war er, der Herr Schauspieler. Hat a scho g'redt. Aber zum Boana war's halt doch net! Sehr schöne Haar hat er g'habt, der sell'. Und dreimal g'langt net, daß i eahm a neu's Wasser bringa hab müass'n. Der hat si g'wasch'n, wia wann er zahlt wurd dafür. Ganze Ladna war'n am Boden. No, i wui nix sag'n. A Mart fuchg'g Pfenning hat er mir als Trinkgeld dalass'n. Des is sehr anständig von eahm. Hast jeh du scho amal was g'hört, Fanni, von dera Frau von Stein? Vom Goethe woas i no was. Des is der, wo ma a Schiller sag'n so! I hab net recht zühör'n könn'a, weil i vorn in der Gaststüb'n g'wes'n bin. A bißl was hab i aufg'schnappt. Necht wui war mit dera Frau von Stein net los, so is ma vorkem'ma. Is mir a gleich. Von dene Leut' tuat doch loan mehr a Boandl weh.

Die Frau Magistratsrat Hollinger sagt am Heimweg: De Stehlamp'n war aus der Apothek'n. Sollst as g'sehng ham, sie, d' Apothekerin. Roa Aug' hat i mehr davo lass'n! Aber der Hollinger ist nicht gut gelaunt: Laß mi aus mit dera Lamp'n! Jhn hat der Vortrag getroffen. Da war sein Tarodabend gewesen. Aber als Stadtvertreter hat er bei Herrn Schlubmann sein müß'n. Und danach aa no dableiben bei de Leut', wia da Guldenessi. Der oa redt und der ander redt, i bi a net so bewandert in dene Büacher ... Red's no qua! I bin der Garneand, aber hihoda muas i! Der Hollinger sieht sich noch immer fügen: Zwei Tische weit weg schmettern die Trümpe, und der Kommandant sagt ein Solo an. — Er, der Hollinger aber, ein Ausgestoßener aus dem Tarodparadies, muß sein Interesse Herrn Schlubmanns Bühnenerfolgen als Romeo in Neustadt, als Wallenstein in Sulzberg zuwenden. Das ist hart.

Herr Emil Schlubmann bewundert sich noch ein bißchen in dem Spiegelschrank seines Zimmers, ehe er sich zur Ruhe begibt. Natürlich hat ihm die Leni noch einen Krug warmes Wasser bringen müssen, und er fragt das Kind aus dem Volle leutselig nach den Eindrücken vom Vortragabend. Des war ganz wunderbar, wia S' g'redt ham. Des jan Talente, de hat net a jeb's. A so red' — ohne Stedableib'n und daß oaner alles so vürbringt — i kenn' in Birnbach nur oan, der wo des so, des is unser Feuerweh-Kommandant. Der hat aa a so a g'fährigs Mäu'; den sollten S' amal red'n hör'n ...

Emil Schlubmann tättschelt dem Kind des Volkes gütig auf die Wangen. Der „Feuerweh-Kommandant“ hat ihm zwar ein bitter-süßes Lächeln entlockt, indes: er hört, wie alle Rezensierten, aus der Kritik nur das, was ihm zusagt.

Als er allein ist, wölbt er Brust und Antlitz wieder dem Spiegel zu. Die Ähnlichkeit mit dem jungen Goethe ist so unverkennbar. Dieses seine Naturpiel ist niemand aufgefallen als Fräulein von Schnudry, der Dichterin und Rezensientin vom „Birnbacher Boten“. Wenn diese schöne Seele etwa in das mollige, leibliche Gesicht so einer Leni oder Kosi gebettet wäre ... vielleicht hätte Emil Schlubmann in Birnbach sich zu einem Seelenheilmer Kräftling bereit gefunden.

Aber Fräulein von Schnudry ist — wie der Fortschille Gast sagt — ein „Sad voll Rehg'wichtl“. Sie trägt einen Zwiwer an einer schwarzen hinters Ohr geschlungenen Schnur, und wenn sie auch unbestritten eine üppige geistige Konstitution besitzt, so ermangeln ihr andererseits doch gewisse profane Reize, für die überall in der Welt und auch in Birnbach ein Vortragskünstler ein Auge hat.

Doch sie ist die Autorität, der „Fachmann“ des Abends. Sie verstant ihr großes Rezensientennotizbuch in den Mikstäl und sagt: Wissen Sie, Frau Stadtrendant, da haben Sie ganz recht ... Uns Künstler, uns Dichter darf man eben nicht mit dem Maßstab der Allgemeinheit messen. Wenn auch beispielweise das Verhalten der Frau von Stein in Birnbach als nicht ganz korrekt empfunden werden kann, andererseits ist es doch wieder begreiflich, daß eine empfindsame Frauengestalt durch den Flügel-schlag des Genies ... nun, wir wollen nicht richten, Frau Stadtrendant. Nicht richten — verstehen! Versteh'n Sie!

Draußen im dunklen Salzgassl luftwandelt der Fortschille Gast mit der Apothekerldchm, der Mali. Die ist auch in dem Vortrag gewesen, weil die Stehlamp'n doch aus dem Apothekerhaus ist. Es war also sozusagen Ehrenpflicht der Mali, dabei zu sein, und den Fortschille Gast hat sie auch dazu veranlaßt. Denn auf der Galerie hat es nur ein Zwanzgerl geloset. Des war aber heut a g'päßiger Vortrag, meint die Mali. Aber so wui hab' i verstanden, daß er i doch net g'heirat' hat ... So jan i de Mannsbuider, sagt sie beziehungsreich zum Jäger Gast. Der aber legt seinen starken Mannesarm um ihre Taille und weiß gleich eine Antwort: Es war ja a wui g'scheider so! Ra hat er i wui lieber g'habt.

Ja, ma kennet euch scho, sagt die Mali, und sie schaut ihren Gast so von der Seite an. — Mannsbuidera, halt! — —

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 29. Mai 1932.

Der Hausherr kocht!

Von Charlie Koellinghoff.

Als Herbert dreieinhalb Jahre verheiratet war, hielt er seiner jungen Gattin folgende Rede:

„Liebste Cilly, ich kann das ewige Einerlei unseres Küchenzettels nicht mehr aushalten! Rindfleisch, Kalbfleisch und Schweinefleisch, Kalbfleisch und Schweinefleisch und Rindfleisch! Schellfisch, Scholle und Schlei — Schlei, Scholle und Schellfisch, — so geht das nun seit dreieinhalb Jahren, mein Kind!“

„Vielleicht gehst du in den Zoologischen Garten und suchst dir ein anderes eßbares Vieh aus?“ rief Cilly ironisch und von kampfbereiter Natur.

„Das ist nicht notwendig!“ sagte Herbert ruhig und seiner Sache sicher. „Es handelt sich nicht um das Rohmaterial, sondern vielmehr um die Kunst, es schmackhaft, pikant, abwechslungsreich zuzubereiten. Eine Kunst, die dir allerdings fremd ist. Aber, wenn es dich interessiert: ich habe fünf Jahre meines Lebens in russischer Gefangenschaft zugebracht...“

... wo man dich mit ziselierten Storchneßtern fütterte, mit Kaviarpudding und Hummermagnonaise, nicht wahr?“

„Durchaus nicht, liebste Cilly! Aber — wo ich Gelegenheit hatte, die Zubereitung eben jener pikanten und schmackhaften Speisen zu verfolgen, die mir in diesem Haushalt hartnäckig vorenthalten werden! Ich erinnere mich beispielsweise eines Fleischgerichtes, das die Russen „Boeuf Stroganoff“ nennen. Wenn ich daran zurückdenke, dann läuft mir das Wasser heute noch im Munde zusammen! Eigentlich ist die Zubereitung dieser wirklich göttlichen Fleischspeise ein Kinderspiel, — nur auf das Fingerzupfengefühl, auf die Empfindlichkeit des genießerischen Gaumens beim Abschmecken kommt es an...“

Eigenschaften, die du natürlich in hohem Maße besitzt!“

„Selbstverständlich!“

„Aber, liebste Herbert — was steht denn dann dem im Wege, daß du mich am Sonntag mit deinem selbstzubereiteten Boeuf Stroganoff überraschst?“ fragte Cilly.

„Bitte sehr! Ich werde die Zutaten und das Fleisch sogar selbst einholen, denn auch hierbei kommt es auf den untrüglichen Instinkt des Feinschmeckers an!“

Den Samstagmittag verbrachte Herbert außer Hause. Ein Duzend Geschäfte wurden mit seinem Besuch besucht und, über und über beladen, kehrte er heim. Die Speisekammer war gefüllt, als erwartete Herbert für den Sonntag den Besuch einer Kompagnie Reichswehr...

Am Sonntagmorgen fand Cilly ihren Mann, mit einer Schürze angezogen und hemsärmlich, in der Küche vor. Vor ihm lagen fünf riesenhafte Stücke verschiedenen Fleisches, Rindfleisch, Kalbfleisch und Schweinefleisch, wie Cilly nicht ohne Ironie konstatierte.

„Was suchst du denn da herum?“ fragte Herbert. „Ich suche eine Elefantenteule oder einen Nashornschinken!“ meinte Cilly. „Die Russen werden sich doch nicht mit einem gewöhnlichen Rindfleisch, Kalbfleisch oder Schweinefleisch begnügen?“

Herbert gab keine Antwort. Er war heftig bemüht, ein schweres Stück Rindfleisch zuerst in größere und dann in kleinere Stücke zu zerteilen. Nach fünf Minuten vergeblichen Bemühens warf er das große Messer auf den Tisch und eilte ins Badezimmer. Von dort kehrte er triumphierend mit seinem Rasiermesser zurück und machte sich an die Zerteilung des Fleisches. Als das Rindfleisch in ganz kleine Stücke geschnitten war, machte Herbert eine kurze Pause und verband sich den Daumen. Während der Bearbeitung des Schweinefleisches gab es einen lauten Knall, der vom Wasserfessel herüber, den Herbert ohne jeglichen Inhalt auf Feuer gesetzt hatte. Dann kam das Kalbfleisch. Ein Berg kleiner Fleischstücke häufte sich auf dem Küchentisch. Unentwegt sah Cilly zu.

„Jetzt kommt die Hauptsache!“ sagte Herbert bedeutungsvoll. „Die Zutaten! Die Gewürze!“ Und freigeiglig streute er aus einer Blechbüchse gestrohenen Pfeffer über den Fleischberg. Der herrlichste Rostadust breitete sich in der Küche aus. Cilly schnupperte. Zu spät sah Herbert, daß er sich in der Büchse vergipst hatte. Aber er gab es nicht zu.

„Du wunderst dich wohl, meine Liebe? Du wirst sehen, welch unerhörtes Aroma so ein hübscher Kaffee dem Boeuf Stroganoff gibt!“ Und Herbert gab zwei gehäufte Löffel einer Substanz zu, die er in gutem Glauben für Kaffeeschmelz eingekauft hatte. Es ist bis heute noch nicht erwiesen, ob der Verkäufer, der statt dessen Seifensoden eingewidelt hatte, ein schlechter Mensch ist...

Nachdem Herbert die große Bratpfanne mit ein wenig Bohnenwachs eingefettet hatte, schüttete er den Fleischberg darauf und legte ein Pfund Butter oben auf. Nach einer Minute brannte die unterste Lage des Fleisches, während sich die Butter zuerst gar nicht erweichen lassen wollte. Dann aber schlug die Gasflamme von unten herauf, und siehe da — auch die Butter geriet ins Brennen. Herbert löschte, wie ein erfahrener Feuerwehrmann, mit einem Eimer Wasser. Ein zweites Pfund Butter, diesmal in kleine Stücke geteilt, ging darauf. Plötzlich begann sich Herbert, holte ein Duzend Zwiebels aus der Kammer, in welcher die Vorräte aufbewahrt wurden und steckte sie mit feinem sammetartigen Gefühl rundherum in den Fleischberg. Dann setzte er sich ans Radio. Cilly neben ihn. Allmählich drang aus der Küche ein gewisser Brodem ins Wohnzimmer. Eine Vision tauchte vor Cillys geistigem Auge auf. In irgendeinem Kulturfilm hatte sie einmal gesehen, wie in Arabien ein totes Kamel verbrannt wurde. Damals war nichts zu riechen, es war ja ein Film. Diesmal war es kein Film. Und es gab etwas zu riechen. Gemächlich ging Herbert allein in die Küche und blieb lange dort. Fleisch, aber gefast, kehrte er zurück. Cilly blinnte ihn erwartungsvoll an. Sie hatte inzwischen den Tisch gedeckt.

„Du kannst Konrad und seine Frau anrufen. Sie können ruhig mitessen. Von gekümmert ist ja übrigens noch ein wenig kalter Braten da. Und sie sollen ihren Hund mitbringen. Es ist genug da...“

Cilly tat, wie ihr geheißen. Konrad rühte mit Weib und Hund, einem ahnungslosen Terrier, an, der aber schon im Wohnzimmer lehrte machen wollte. Er mußte an einem Tischchen festgebunden werden. Konrad drückte Herbert die Hand und fragte schnuppernd, ob etwa in der Wohnung feuchtes Karbid verschüttet worden sei. Oder ob andernfalls nicht auf der Hintertreppe eine arme, seit langer Zeit verblüdete Katze liege?

Wiederum verschwand Herbert in der Küche. Wiederum blieb er lange fort. Dann kehrte er zurück. Mit einem Tablett. Darauf war kalter Braten zu sehen, eine Schachtel Sardinen und Käse.

„Ihr müßt entschuldigen“, sprach Herbert zögernd. „Ich wollte euch eigentlich überraschen... Mit einer Delikatesse überraschen... Ein Boeuf Stroganoff wollte ich euch zubereiten... Aber bei uns in Deutschland bekommt man ja die richtigen Zutaten nicht... Nehmt hiermit vorlieb.“

Und wiederum verschwand Herbert in der Küche. Diesmal nahm er Lobhy, den Terrier, mit, dem kein Sträuben half...

Nach wenigen Sekunden hörte man ein klägliches Aufheulen — und Lobhy kam wie der Blitz aus der Küche zurückgeschossen.

Dann hörte man es an der Küchentür klingeln und eine kurze Auseinandersetzung. Dann wurde es still.

Die Welt der Frau.

Ist alle Freundschaft selbstsüchtig?

Im Drang und Chaos des modernen Lebens schwinden nicht nur die feineren Umgangsformen des menschlichen Verkehrs, sondern auch jene höchsten und edelsten Beziehungen sind bedroht, die von altersher Mensch an Mensch banden. Das hohe Lied der Freundschaft, das in früheren Zeiten so viel gesprochen wurde, erklingt heute seltener. Gibt es überhaupt noch eine Freundschaft die nicht selbstsüchtig ist? So fragt die bekannte englische Schriftstellerin Margaret Lawrence in einer Londoner Zeitschrift und meint, daß man immer wieder die Ansicht höre, die Menschen von heute seien jener edlen selbstlosen Hingabe für andere nicht mehr fähig, deren hohe Vorbilder ein David und Jonathan, ein Drexel und Gladstone waren. Man habe heute keine Freundschaft mehr, sondern nur noch Bekanntschaften. Das eigene Interesse stehe bei allen menschlichen Beziehungen im Vordergrund oder schlummere doch wenigstens im Hintergrund. Aber sie selbst kann sich diesem weit verbreiteten Glauben nicht anschließen; sie glaubt, daß das Freundschaftsgefühl so tief im Menschenherzen eingewurzelt sei, daß es sich nicht herausreißen lasse. „Freiwillig“, schreibt sie, „die echte wahre, aufopfernde Freundschaft ist nicht leicht zu finden, so wenig wie die Diamantengraber jeden Tag einen Kohinor finden. Aber die Leute, die das Vorhandensein aller Selbstlosigkeit und jeder Reue ohne Hintergedanken leugnen, stellen sich selbst ein schlechtes Zeugnis aus, denn sie schließen von sich auf andere. Diese Verneiner der Freundschaft sind selbst hartnäckig und eigensüchtig, und weil sie selbst den anderen nichts geben können, haben sie auch nie echte Liebe und Hingabe kennen gelernt. Wenn man Freundschaft finden will, dann muß man auch bereit sein, selbst Freundschaft zu geben. Man muß mit ganzer Seele an anderen Menschen hängen, muß mit ihnen fühlen und leiden, muß für sie einstehen, wenn es nottut. Wo noch Menschen mit solch großem Herzen und reichem Gefühl leben — und sie sind noch immer vorhanden — da wird man auch die wahre Freundschaft finden, denn Liebe erweckt Liebe, und nur wer gibt, kann auch etwas erhalten. Freundschaft eine Illusion? Sie ist vielmehr im Gegenteil die stärkste und schönste Wahrheit, die es auf Erden gibt, und sie ist die Wurzel aller dauernden und großen Liebe. Auch in der Beziehung der Geschlechter zueinander kann die Leidenschaft keinen dauernden Wert schaffen, denn sie ist nur ein Aufkommen, kein ruhig brennendes und wärmendes Feuer. Wo nur ein solche Erregung der Sinne zwei Menschen zueinanderreißt, da kann kein dauerndes Band geknüpft werden. Für den, der wirklich liebt, muß die Freundschaft die tiefere Grundlage bilden; es ist ja so leicht, einen Liebhaber zu finden, aber so schwer einen Freund. Und doch wird nur die Freundschaft das wahre Fundament jeder Ehe sein können, sie ist das Wertvollste in jeder menschlichen Beziehung, auch in der Beziehung von Mann und Weib zueinander. Aus ihr erblüht die edle Blume der Hingabe, der selbstlosen Aufopferung, jener inneren Wärme, die auch im andern die gleichen Gefühle erzeugt und zwei Seelen auf ewig aneinanderfettet.“

Bleibe Du selbst.

Die Zeiten sind endgültig vorüber, in der das Äußere der Filmstars für die heranwachsende weibliche Jugend als vorbildlich gilt. Es ist ein Zeichen von Unpersönlichkeit, sich an weisensfremde Erscheinungen so stark anzulehnen, um sie nachzuahmen, in einem Maße nachzuahmen, daß man versucht, Haltung, Gesichtsausdruck, Frisur und Kleidung bis ins letzte zu kopieren. Die Selbständigkeit des modernen jungen Mädchens wehrt sich gegen eine derartige Unterwerfung. Aber dies muß man feststellen, daß in letzter Zeit am Filmhimmel keine Frau auftauchte, die eine allgemeine Begeisterung auslöste. Man sah hübsche Typen, sah sie kommen und gehen, konnte sie aber nicht auf einem langen Wege des Erfolges begleiten. Greta Garbo und Marlene Dietrich sind die letzten Stars, die zwei Welten in Entwürden verlebten. Aber auch die Greta-Garbo-Mode tobt sich aus. Heute gibt es nur wenige Mädchen, die wie Greta Garbo aussehen möchten, und Marlene Dietrichs Typ ist so eigenartig, daß es ausgeschlossen ist, sie in Haltung, Gang und Bewegung als Vorbild zu wählen. Im übrigen ändert sich das Ideal innerhalb weniger Jahre. So wurde bis vor kurzem die blonde Frau gefeiert, während jetzt aus Hollywood die Rastri kommt, blond müsse zu Gunsten von Dunkelhaarig zurücktreten. Die blonden Ziegfeld-Girls werden weniger für die Leinwand begehrt, sie kommen vor allem noch als Girls und Tänzerinnen in Betracht. Um heute als Star zu gelten, muß man einen schmalen Kopf und dunkle Haare haben. Also auch mit den Locken ist es zu Ende, denn dunkle Frauen werden selten Locken tragen. Das bürgerliche Mädchen sollte diese Mode nicht mitmachen. Es ist für sie von ausschlaggebender Wichtigkeit, ihren eigenen Typ zu erkennen. Es kommt nicht darauf an, sich modern zu frisieren und anzuziehen, sondern vor allem durch Haltung, Bewegung, Art des Sprechens nicht andere nachzuahmen, vielmehr sich seinem Temperament gemäß zu benehmen. Nur das gefällt, nur das ist hübsch und ansprechend. Die Bezeichnung „hübsch“ hat in diesem Zusammenhang keine Bedeutung mehr. Es gibt keine allgemeine Auffassung über den Begriff „hübsch“. Vielfach gefallen Menschen ausgezeichnet, die alles andere als regelmäßige Gesichtszüge oder eine untadelige Figur haben. Ein liebenswürdiges Lächeln, die Grazie der Bewegung können einem unshönen Gesicht solchen Reiz verleihen, daß jede gleichmäßige Ausdruckslosigkeit daneben verbleiht. Es ist schade, wenn ein Mensch mit großen Qualitäten sich selbst banalisiert und aus einem Unselbständigkeitsgefühl heraus wie jemand aussehen möchte, mit dem er nicht das geringste gemein hat. Der Typ unserer Zeit ist sportliche Straffheit. Danach richten sich Haltung, Gang, Bewegung, sogar der Anzug. Nun poht natürlich nicht zu jedem die sportliche Einstellung, und es wäre vernichtend für die Eigenart der Erscheinung, versuchte man es, andern gleich zu machen. Das Wichtigste für jede denkende Frau ist, ihren Typ zu erfassen, zu erkennen und zu pflegen. Auch der irigen Anschauung, das Aussehen nur in vorgerücktem Alter zu pflegen, muß widersprochen werden. Jedes Mädchen, gleich welchen Alters, hat die Pflicht, ihr Äußeres sorgfältig zu beachten und sich zu überlegen, was zu seiner Pflege zweckmäßig und fördernd sein kann. Immer wieder steht es in Erstaunen, hübschen jungen Mädchen mit schlechtem, unreinem Teint zu begegnen. Man kann diese Unschönheiten selbstverständlich ausmerzen, wenigstens in hohem Maße mildern, so daß sie kaum in die Augen fallen. Viele sind der Meinung, „Sonnenverbrannt“ das im allgemeinen als hübsch gilt, kleide jeden. Sie setzen sich unbedenklich und ungezügelt den stärksten Sonnenstrahlen aus. Abgesehen davon, daß Sonnenbräune nicht für jeden vorteilhaft ist, verträgt nicht jede Haut die Sonne, sie wird fleckig, rötlich und spröde, und niemand wird behaupten, daß ein auf diese Weise entstelltes Gesicht hübsch und ansprechend sei. Auch auf die Unachtsamkeit in Bezug auf Haarpflege muß immer wieder hingewiesen werden. Es ist ein Fehler, anzunehmen, sportliches Aussehen sei gleichbedeutend mit Vernachlässigung. Es ist unbedingt notwendig, sich immer wieder klar zu machen, wie man aussieht und wie man aussehen möchte, und was man mit dieser Überlegung erreicht. Es hat in den wenigsten Fällen Zweck, sich von andern vorzeichnen zu lassen, dieses oder jenes sei modern und müßte deshalb unbedingt befolgt werden. Erste Aufgabe eines jeden Menschen ist, sich mit sich selbst ausgiebig zu beschäftigen, um in jeder Beziehung nur zu tun, was für ihn geeignet und vorteilhaft ist.

Ola Aisen.

Aber nicht für lange. Jetzt gab es einen fürchterlichen Knack.

Irgend jemand schien von draußen die Tür eintreten zu wollen. Dann krachte ein schwerer Gegenstand gegen die Tür, und ein Klirren ward vernehmbar. Dazu eine wutdürstende Stimme:

„Wenn'n armer Mann um ein Stückchen trocknen Brot bittet — dann brauchen Sie ihn nicht gleich zu vergiften!“

Und es folgte ein letzter heftiger Fußtritt gegen die Tür... Als Cilly und ihre Gäste in die Küche eilten, sahen sie Herbert mit einem umfangreichen in Zeitungspapier verpackten Paket auf die Hintertreppe hinausgehen.

Konrad und seine Frau gingen dann nach Hause. Den Hund nahmen sie mit. Das Tier hatte einen tiefmenschlichen Blick bekommen, und Herbert durfte sich beim Abschied nicht in seine Nähe wagen, obwohl der Hund niemals bissig gewesen war...

Schweigend sahen Herbert und Cilly am Kaffeetisch, als es klingelte. Drei Herren standen vor der Tür. Und hinter ihnen zwei Schulkleute.

„Wo haben Sie die anderen Teile verborgen?“ herrschte der eine der Herren Herbert an.

„Was für Teile?“ fragte Herbert erschrocken.

„Machen Sie kein Theater! Die Nordkommission wurde heute mittag alarmiert. Vor ihrer Küchentür haben wir einen wesentlichen Teil Ihres armen Opfers gefunden. Legen Sie ein offenes Geständnis ab — es wird das Beste sein, was Sie tun können! Also? Wie heißt Ihr Opfer?“

Herbert schwieg fassungslos. Cilly aber lächelte und antwortete:

„Boeuf Stroganoff, Herr Kommissar!...“

Sommerkleider mit etwas Handarbeit.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt.“



Links: Kleid aus weißer Honanseeide mit Hohlbaumverzierung, auch geeignet für Tennis.
Rechts: Zweiteiliges grünes Leinenkleid mit weicher Festonfalten in der gleichen Farbe, auch an den sehr kurzen Ärmeln, die kurze Saade ist leicht geschweift.

Mode im Sommer 1932.

Von Delbran.

Wir stehen in der Mode am höchsten Punkt eines Ereignisses, das man mit Reaktion bezeichnen kann. Reaktion auf das Girl, auf die verklärte Sachlichkeit, auf den Subtyp, auf die Frau, die sich mit ungeheurer Selbstbewußtheit auf die Erfordernisse einer neuen Zeit umgestellt hatte. Mit kräftigem Schwung sprang nach dem Kriege eine ganze Frauengeneration ins Berufsleben. Wer sich am besten rühren konnte machte das Rennen. Fast über Nacht fiel mit Sentiments und Überlieferung die behindernde Kleidung einer Wee zum Opfer. Plötzlich gab es nur mehr eine Weiblichkeit, die mit langen, leichtenbeintrumpften Beinen auf dem bestiebten Boden der Tatsachen stand.

Der Sport tat das übrige. Mit Fanatismus wurde auf das Ideal eines jungen schlanken Körpers hinarbeitet. Für viele Frauen war es ein neues Leben, vielen kostete es aber auch gerade die erstrebte Gesundheit. Im ganzen gesehen kann es unsere heutige weibliche Jugend mit hochgezüchteten Vertreterinnen der anerkannt schönen anglosächsischen Rasse an Wohlgestalt und Gesundheit aufnehmen. An Tüchtigkeit und Selbständigkeit hat sie jene bereits übertroffen.

Drüben überm großen Teich wurde man bald des ewigen ausgefärbten Flappergehalts müde. Bei uns wurde aus dem selbständigen kameradschaftlichen Mädchen eine vereinsame Frau. Viel Neues und sicherlich Wertvolles war ins Leben gekommen, aber vieles lag brach.

So konnte die Reaktion mit Macht hereinbrechen. Die Rückkehr zur Verweiblichung war innerlich längst vorbereitet, als ihr heftigste Modellkünstler den äußeren Rahmen schufen. Daher der schnelle Siegeszug der fraulichen Mode, der langen Röcke, der weichen Linie, des Zierrates und der Farben. Doch wir bereits auf dem Höhepunkt der neuen Richtung stehen, beweist der sehr deutlich gewordene Anstieg an frühere Uniformen: Epauletten, blanke Knöpfe, geflochtene Kordel — Marine und Landheer stehen dabei Modell, am meisten aber wohl die große Zahl der Filme, in denen „Mädchen in Uniform“ glänzende Rollen spielen.

Was nun die vielgerühmte neueste Mode betrifft, so ist vor allem eines bemerkenswert:

Die kleinen Jaden.

Erst das Jaden macht den Anzug vollständig. Sei es ein kleines Bolero zum Wollkleid, ein zartes Armelgebiß zum flatternden Hochsommerkleid, ein Samit- oder Spigenjaden zum großen Abendkleid — in allen Farben und Formen tritt es auf. Neben dem korrekten Schneiderkostüm beherrscht die Jade, die zu verschiedenen Rößen getragen wird, das Modestück. Die neuesten sportlichen Modelle lehnen sich im Schnitt an die kleinen blauen Skjoppen an oder gar an gesteppte Trachtenjoppen. Sie tragen zwei Reihen Knöpfe und schließen am Gürtel ab.

Das Kostüm.

Es ist das Kleid für Straße und Reise geworden. Am beliebtesten ist die klassische Form, die Smokingjade mit geradem, engem Rock. Nicht wenig tragen die hübschen neuen Blusen dazu bei, das Jadenkleid beliebt zu machen. Wer es sich leisten kann, trägt dazu noch den sportlichen Mantel aus gleichem Material, zum Beispiel aus beigefarbenem, Iosegewebtem Robierstoff.

Das Wollkleid.

Von den überaus leichten, gefälligen Wollstoffen wurde die Seide vom Tageskleid verdrängt. Das Material zeigt starke leuchtende Farben, helles Grün, gelbliches Rot, Zitronengelb, Rotbraun, Marinedeblau und ist dankbar sowohl in der Verarbeitung als auch im Tragen. Durch Ausziehen der losen Fäden werden hübsche Handarbeitseffekte erzielt.

Das Nachmittagskleid.

An ihm triumphieren Rüschen, Schleifen, Blumen, kunstvolle Ärmel, Schärpen, Bolants — an ihm haben die Modeschöpfer ihre Phantasie ausgetobt, indem sie aus allen vergangenen Epochen Stilarten zum heute gefälligen Maß vereinigten. Hier ist alles erlaubt, was gefällt: große Blumen, kleine Streublümchen, viel und wenig Stoff — einiges nur bleibt richtig, daß die anliegende Linie gewahrt wird, daß die Taille hoch ist, daß der Rock die vorgeschriebene Dreiviertellänge besitzt.

Das große Abendkleid.

Vom Gürtel nach oben zeigt es sehr wenig Stoff. Nach unten umschließt es eng die Figur bis über die Kniehöhe. Dann fluten die Stoffmassen, durch Garnituren betont, zum Boden. Vor allen Farben sind Schwarz und Weiß wieder Favoriten, doch treten sämtliche Pastellfarben keineswegs in den Hintergrund. Spitzen und alle Seidenstoffe dienen als Material. Je größer die Kunst des Schneiders, desto anspruchsvoller stellt sich höchste Eleganz dar. Schnitt und Verarbeitung sind alles, — nach der Trägerin des Kleides, denn ein solches Kunstwerk will getragen sein.

Güte.

Soviel Köpfchen, soviel Formen brachte die Mode hervor. Sie legen alle über dem rechten Ohr, tragen links reizende Garnituren aus Blumen, Schleifen und Bändern und geben zusammen mit dem wieder sehr modernen Augenschleier dem gepflegten Gesicht einen pilanten Reiz. Es gibt außerdem noch glatte Strohhüten, weichgebogene Krempen, Hutknöpfe aus Blüten und abnehmbare Ränder dazu — im Hochsommer werden, wie jedes Jahr, auch sehr dekorative großrandige Formen getragen.

Eine große Zukunft prophezeit man dem

Wettenskal.

Drei bis vier Meter lange Seidenstücke in drei Farben werden gedreht, geflungen, geknüpft, die Kleider beleben. Es bleibt der Kunst der Trägerin überlassen, neue Drapierungen zu erfinden. Rot-weiß-blau war ein Schal, der zum blauen Kostüm über eine weiße knappe Bluse geknüpft wurde in der Art, daß die Seide um den Hals gelegt, vorne bis zum Gürtel als Zopf geflochten und dann als Schärpe weitergeführt wurde mit einer Schleife im Rücken.

Handschuhe.

sind unerlässlich geworden von der kleinen Stulpe bis zum ganz langen Abend-Handschuh.

Strümpfe.

werden heller, jedoch immer in Grundton des Anzugs. Zu Grün, Rot und Blau trägt man sie zur Schuhfarbe passend.

Schuhe.

Da gibt es neue Sportformen mit niederen Haden, die zum Trotteurkleid bestimmt besser aussehen als hochgehobelte, die dem Nachmittag und Abend vorbehalten bleiben sollten. Viel zu wenig Wert wird noch darauf gelegt, daß der Schuh im Stil zur Kleidung passen sollte. Im Gegensatz zu den Sommerhüten, die schon im Januar herauskamen, wagen sich die sommerlichen Schuhmodelle nur zögernd in die Schaufenster. Was aber zu sehen ist, erweckt Begeisterung.

„Dann kommt der Doktor und tut dir weh!“

Ein schwerer Erziehungsfehler.

Es ist schon viel darüber geschrieben worden, daß es ein großer Erziehungsfehler ist, wenn Eltern ihre Kinder mit dem schwarzen Mann oder gar mit dem bösen Doktor erschrecken. Derartige unbedachte Worte hört man aber leider noch immer sehr häufig, und nicht nur von den Eltern, sondern öfter noch von Angestellten. Pflegen doch Kinder mäd-

chen zuweilen den Kleinen damit zu drohen, daß sie sagen: „Wenn du nicht folgst, wirst du krank, dann wird der Doktor geholt, der kommt mit einem scharfen Messer!“ Wenn nun zu solch einer Drohung sich noch die eigene Beobachtung gesellt, daß ein Arzt tatsächlich einem Familienmitglied Schmerzen zufügen muß, ist es erklärlich, wenn die Kinder vor der helfenden Hand des Arztes Angst und Schrecken haben. Ganz besonders spielt die Angst vor dem Zahnarzt in der Kinderstube eine große Rolle. Wie oft berichtet die Mutter ohne Überlegung vor den aufstehenden Kindern, daß sie beim Zahnarzt schreckliche Schmerzen aushalten müsse. Wie oft klagt sie, daß sie heute wieder hingehen müsse, sie fürchte sich; wenn es erst nur vorüber wäre, es sei kaum zum Aushalten. Und sie kommt dann zurück und jammert, daß man sie heute wieder so gequält habe, es habe fürchterlich weh getan und so weiter.

Alle diese Worte hören die Kinder, und der Arzt wird ihnen zum Schreckgespenst. Es geht sogar so weit, daß die Kleinen sich einbilden, die Kranken, die zu Bett liegen und Schmerzen leiden, seien eben nur durch den Arzt so gequält worden, daß sich die Schmerzen einstellen. Im allgemeinen denkt man nicht daran, den Kindern diesen Irrwahn zu nehmen. Es ist keine böse Absicht, nein, nur Unüberlegtheit!

Und nun geschieht das Furchtbare: Ein solches Kind wird krank, der Arzt muß gerufen werden. Es glaubt nicht an die beruhigenden Worte, daß der Onkel Doktor ein lieber Herr sei, denn noch klingen ihm die Worte von dem qualenden Arzt im Ohr. Unzählige Eltern wissen ein Lied davon zu singen, was es für Mühe kostet, das Kind nur zu bewegen, die Zunge zu zeigen. Es zittert vor Angst, es steht in dem Pössel, den der Arzt hält, ein Marterinstrument. Noch schlimmer sind die Szenen beim Zahnarzt, wenn man ein Kind vorher durch unvorsichtige Äußerungen verängstigt hat. Dann rächt sich die Unüberlegtheit der Mutter und des Hauspersonals. In manchen Fällen ist der Arzt geradezu machtlos, denn das Kind läßt nun einmal den Doktor nicht an sich heran. Ist man gezwungen, zum äußersten Mittel zu greifen, das Kind zu fesseln, schafft man ihm die größtmöglichen Angstqualen.

Wieviel einfacher und richtiger wäre es doch, wenn man sich in Gegenwart seiner Kinder davor hüten wollte, den Arzt als Schmerzbringer hinzustellen, wenn man in weisem Vorbedacht den Arzt stets nur als einen gütigen Helfer schilderte, der in der Lage ist, die vorhandenen Schmerzen fortzubringen oder wenigstens zu mildern. Wie gerne würden sich die Kinder dann den freundlichen Händen des Onkels oder der Tante Doktor anvertrauen. Ohne Furcht würden sie eine Untersuchung an sich vornehmen lassen. Und wenn wirklich einmal Schmerzen damit verbunden sind, werden sie auch diese wohl mit plöglichem Erschrecken hinnehmen, aber dennoch wird das Vertrauen zu den helfenden Händen nicht erschüttert werden.

Es ergeht daher an alle Eltern, an alle Erzieher die dringende Warnung, auf die Schilderung von Schmerzen vor Kindern zu verzichten. Je zutraulicher ein Kind dem Arzt entgegenkommt, um so leichter ist die Behandlung, um so leichter auch die Genesung. Eine kluge Mutter wird in schwierigen Lagen dem Kinde auch Augenblicke der Schmerzen zu versetzen verstehen — durch freundlichen Zuspruch, durch Hinweise auf eine baldige Besserung. Und das Kind, auch wenn es noch so unvernünftig ist, wird der Mutter glauben und in dem Arzt nicht den Quäler, sondern den Helfer sehen.

Magda Trost.

Der Jugendfreund.

Das Skizzenbuch der alten Griechen



Eine einzelne Borste am Griffel zieht die wunderbar feinen Linien, die im Querschnitt unter der Lupe eine kleine Mulde zeigen. Manchmal mißglückt jedoch der schöne Bogen (a) und die gebogene Borste springt in die Gerade (b).

und Durastehen des Sandes, er steht aus Bruchstücken zusammengeklüfft und — geklebt eine herrliche Baste, wie wir sie zu Hunderten, ja sogar zu Tausenden in den Museen griechischer Kunst bewundern können. Und nun kann unser staunendes Auge sich gar nicht sattsehen an all den vielen Bildern, die vor fast zweieinhalb Jahrtausenden kunstvolle Handwerker geschaffen haben.

Man hat wiederholt den Versuch gemacht, solche Vasen nachzubilden. Aber obwohl man heute recht gut Versteid weiß, wie die Herstellung dieser Kostbarkeiten vor sich ging, will es doch nicht recht gelingen. Die Vasen sind aus einem rotbraunen Ton etwa von der Farbe der Blumentöpfe, aber dieser Ton ist



Wenn die Borstenzeichnung fertig gebrannt ist, beginnt die feine Pinselführung. guren in den Ton, die er nachher

Scherbenweise kommt es aus längstverfallenen Gräbern und uralten Schuttgruben ans Licht, sorgsam herausgehoben vom Spaten der Altertumsforscher: zerbrochene Basen, Becher und Schalen, Kannen und Krüge, zerfloßen in tausend Splitter und Splittchen. Mühsam setzt der eifrige Gelehrte all die größeren und kleineren Teile zusammen: wie beim Puzzelspiel geht das zu, nur daß man beim Beginn der Arbeit noch nicht sagen kann, ob alle Stücke, die zum Ganzen gehörten, sich auch wirklich anfinden werden. Und schließlich, nach tagelangem, oft aber auch wochen- und monatelangem Suchen

ausführen wollte. Nun wurde die Baste das erste mal gebrannt, und zwar in einem rings abgeschlossenen Ofen, einem richtigen Badofen. Danach kam das Schwierigste: der Künstler hatte die feinen Konturlinien der Figuren und die inneren Einzelheiten zu zeichnen, nicht mit dem Pinsel, sondern mit einer einzelnen Borste, die an einem Griffel befestigt war. Dazu muß jahrelange Übung gehört haben, denn die Borste hat die Neigung, bei jeder Kurve in die Gerade zurückzuspringen. Id



In der Werkstatt des Töpfers: auf der Drehlathe wird die Baste mit der Schablone geformt.

leiber habe es wochenlang versucht, die farbgetränkte Borste über die Wölbung von Vasen zu schleifen. Es ist mir nur sehr unvollkommen gelungen. Und mit solcher Borste haben die griechischen Künstler die allerfeinsten und allerkleinsten Linien gezogen, schnurgerade oder prachtvoll im Bogen — man muß staunen! Es sind Linien, die man fühlen kann, weil sie erhaben auf dem Ton liegen. Nun wurde die Baste wieder gebrannt. Dann kam der dunkle Hintergrund an die Reihe. Erst wurden mit feinerem Pinsel die Konturen der Figuren umzogen, dann füllte man die Flächen aus alles mit jener dunkelbraunen Firnisfarbe, die vom rötlichen Schimmer bis ins Tief-Schwarzbraun spielt.



Ein schönes Reiterbild von einer griechischen Vase. Leider können wir es nur sehr klein abbilden, so daß viel von seiner Feinheit verlorengeht.

eine Farbe, die keine Farbensubstanz der Welt bisher wieder hat herstellen können. Alles in allem mag eine gute griechische Vase wohl sieben bis acht mal gebrannt worden sein, bis sie fertig war.

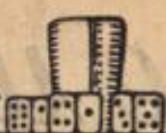
So stellte man auch prachtvolle Preisvasen für die olympischen Sieger her. Das ganze Leben der alten Griechenwelt sehen wir auf den Vasen. Es ist, als ob wir in einem großen Stützenbuche blättern können.



Kostbare griechische Vasen in einigen der schönsten Formen. 1. Rührtrug (Krater), 2. Amphore, 3. Trinkhale, 4. Büchse, 5. Trinkhale von oben gesehen.

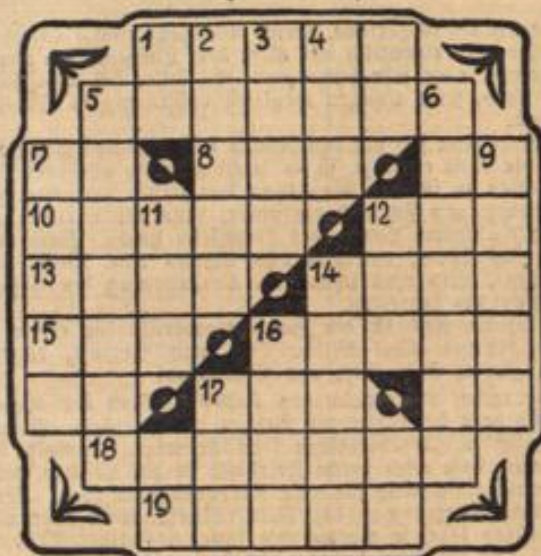


Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts (a - ae): 1. Fangschling, 5. Wirtschaft in Betrieben, 8. Gebirgsschlucht, 10. Finkenart, 12. Teil des Baumes, 13. Held einer Tragödie von Shakespeare, 14. Schauspieler, 15. bibl. Hohepriester, 16. Fluß in Deutschland, 17. Wappenvogel, 18. nordisches Raubtier, 19. Wundungsarm der Ober.

Von oben nach unten: 2. Schiffsgerät, 3. Vogel, 4. englische Anrede, 5. Biertrank, 6. nördliches Meer, 7. Silbermünze, 9. Himmelskörper, 11. Monat, 12. Tonsstufe, 14. Stadt in Tirol, 16. Bau der Bienen, 17. nordische Gottheit.

Rätselsprung.

ein	hüllt	fällt	und	ei	fra	tag	haunt	ich
ins	bend	ten	für	gen	stär	steigt	oft	tra
schrei	ge	fleid	a	gen	wedt	nen	mich	muß
der	aus	bein	fer	wer	ge	nicht	gen	
ich	fenb	hß	a	doch	mor	ge	ich	und
er	welt	zum	wa	in	ber	bin	ich	auf
schla	re	le	ten	bin	we	von	sein	
komm	mann	jah	bein	chend	mir	ben	mer	werd'
jen	re	wohl	bern	glei	im	mor	mag	nim
jah	men	bob	re	mer	le	ge	ich	gen

Versteck-Rätsel.

Tu' deinem Bauche nichts zugut,
Er ist ein undankbarer Gast.
Wer ihm am meisten gütlich tut,
Dem fällt am meisten er zur Last.

Die hervorgehobenen Buchstaben, richtig geordnet, nennen den Dichter der Strophe.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben
a - a - a - bar - bend - beth
- bu - buk - corn - dei - e -
ei - ein - erz - ex - fe - fe -
graf - hardt - hol - i - kap -
kas - kauf - land - li - lom -
mu - nar - nier - nis - nord -
port - pul - rein - rin - sa -
schar - se - se - sen - son -
spar - tam - tei - tie - tim - tu -
um - un - ver - wal - wall - zo
sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben.
Die Wörter bedeuten:
1. Ausstellungsgebäude, 2. Kuh u. Heilpflanze, 3. Vorgebirge auf der norweg. Insel Nagerö, 4. englische Grafschaft, 5. Dichter des 19. Jahrhunderts, 6. Ausfuhr, 7. berühmter Regisseur, 8. Geldinstitut, 9. Explosivstoff, 10. Spange, 11. italienische Landschaft, 12. Schellentrommel, 13. kaufmännischer Begriff, 14. Handelsstadt im westlichen Sudan, 15. Kulturkreis, 16. leichte Stelle im Meere, 17. Gelenkband, 18. deutsche Heilige, 19. Fluß in Italien, 20. Bal, 21. Mineral.

Eine Zierfrage für philosophisch Veranlagte!



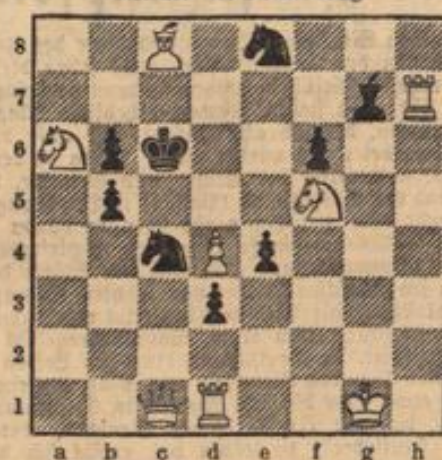
Wenn Sie sich in Schillers Werken auskennen, werden Sie gewiß keine Schwierigkeit haben, dieses Bildchen sinngemäß zu textieren.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Von oben nach unten: 1. Rost, 2. Kern, 3. ha, 4. no, 5. Bug, 6. Goa, 8. Bon, 9. Ehe, 11. Onkel, 13. Rif, 14. Tau, 15. Uri, 16. Kur, 18. Eis, 19. Enu, 21. Rab, 22. Jnn, 23. Jse, 24. Null. Von links nach rechts: 3. Haren, 5. Vegas, 7. Robbe, 10. Ton, 12. Grat, 15. Unke, 17. Ader, 18. Feu, 20. JRMZ, 23. Alm, 25. Stuhl, 26. Urban, 27. Walm.
Rätselsprung: Das Messer blüht, die Schweine schreien, man muß sie halt benutzen, denn jedes denkt: Wozu das Schwein, wenn wir es nicht verputzen? Und jeder schmunzelt, jeder nagt, nach Art der Kannibalen, bis man bereinst pfui Teufel sagt, zum Schinken aus Westfalen. Wilh. Busch.
Cyren-Zuchträtsel: Margarethe, Idomenos, Götterdämmerung, Norma, Othello, Rella; Mignon.
Silben-Rätsel: 1. Eiland, 2. Infulin, 3. Kagafati, 4. Gefelle, 5. Eichenborst, 6. Hammer, 7. Extemporale, 8. Internat, 9. Widomauß, 10. Kaufheim, 11. Islam, 12. Salbei, 13. Jdol, 14. Schellfisch, 15. Lobos, 16. Draifine, 17. Emmerling, 18. Ralputin, 19. Jebu. Ein Geheimnis ist der Junge schlimmster Feind.
Zierfrage: Mit der Tür ins Haus fallen!

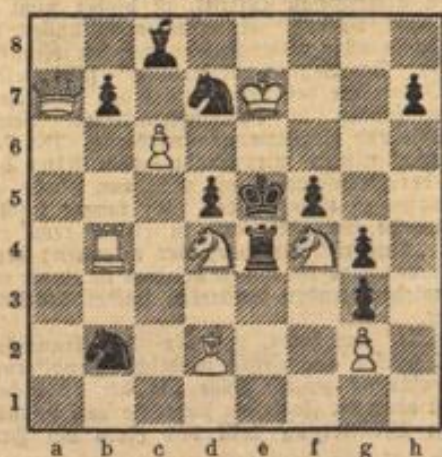
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 45. L. N. de Jong.



Weiß: Kg1, Dc1, Td1, h7, Lc8, Sa6, f5, Bd4.
Schwarz: Kc6, Lg7, Sc4, e8, Bb5, b6, d3, e4, f6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 46. J. H. Klaar.



Weiß: Ke7, Da7, Tb4, Ld2, Sd4, f4, Bc6, g2.
Schwarz: Ke5, Te4, Lc8, Sb2, d7, Bb7, d5, f5, g3, g4, h7.
Matt in 2 Zügen.

(Fortsetzung der letzten Schachspalte.) Die von Baurat Otto gemachten Verbesserungen der Partiebewertung haben sich nicht bewährt. Das lag nun nicht so sehr an der neuen Bewertungsmethode, als daran, daß die beiden Tabellenletzten nur die Partie der ersten Runde spielten und dann nicht mehr antraten. Derartige Zwischenfälle werden sich aber immer wieder ereignen. Im vorliegenden Fall waren natürlich alle Teilnehmer, die mit diesen beiden Nichterschiedenen zu spielen hatten, stark im Nachteil. Sie bekamen zwar kampflös einen Punkt, der aber auch im Endergebnis nur 1 zählte, während sie bei der Verlosung einen anderen Gegner erwischt und gewonnen, dessen Gewinnpunkte gutgeschrieben erhalten hätten. So brachte es z. B. Meinecke trotz dreier Gewinnpunkte auf nur 4 Zähler. Denn er mußte mit Dörnte und Straßburg spielen. Letzteren schlug er in der ersten Runde in einer von ihm gut gespielten Partie. Sie brachte ihm, da Straßburg zu weiteren Partien nicht antrat, nur einen Zähler. Wer aber mit Meinecke zu spielen hatte und gewann, bekam 3 Zähler; hatte also eigentlich den Nutzen von Meineckes Sieg über Straßburg. Das Glück spielt jedenfalls bei der Emser Bewertung keine geringere Rolle, als bei den anderen Zählmethoden, sonst hätte es der Sieger bei 4½ Punkten nicht auf 13¼ Zähler bringen und Warneke mit nur 2½ Punkten den 3. Preis gewinnen können. Wir neigen der Ansicht zu, daß Rundenturniere mit reiner Punktbewertung immer noch am sichersten die Spielstärke der Teilnehmer wiedergeben. Und wo Rundenturniere nicht möglich sind, sollte man Gruppenturniere wählen, wie sie früher im Hauptturnier B des deutschen Schachbundes üblich waren. Der Niedersächsische Schachverband hat sich nach einem unbefriedigenden Versuch mit dem Schweizer System in Lehrte 1931 wieder für Gruppenturniere entschieden.

Partie Nr. 24. Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Veldes am 24. September 1931. Damengambit.

Weiß: Dr. Aljechin; Schwarz: Maroczy.

1. d4-d5, 2. Sf3-Sf6, 3. c4-e6, 4. Lg5-Sd7, 5. e3-h6. Dies hätte Schwarz im vorigen Zuge tun sollen, denn Weiß hätte dann entweder auf f6 schlagen oder dxc4 zulassen müssen. 6. Lh4-Le7, 7. Sc3-O-O, 8. Tc1-c6, 9. Ld3-a6, 10. O-O-dxc4, 11. Lxc4-c5. Hier sollte zuerst b5 und dann c5 geschehen. 12. a4-Da5. Der weitere Verlauf der Partie spricht gegen diese Spielweise. 13. De2-cxd4, 14. exd4-Sb6, 15. Ld3-Ld7, 16. Se5-Tfd8, 17. f4-Le8, 18. Sg4! Mit diesem Bauernopfer beginnt ein unwiderstehlicher Angriff. Des Weltmeisters Spieltypus stellt eine äußerst glückliche Vereinigung von tiefster, zielsicherer Strategie mit glänzendem Kombinationsreichtum dar. Diese Partie ist hierfür charakteristisch. 18. ... Txd4, 19. Lxf6-Lxf6, 20. Sxf6-gxf6, 21. Se4-Td8, f5 ist natürlich auch unzulänglich, mußte aber dennoch versucht werden. 22. Sxf6-Kf8, 23. Sh7-Ke7, 24. f5-Td8 d6, 25. b4. Damit ermöglicht Weiß das entscheidende Eingreifen seiner Dame. 25. ... Dxb4, 26. De5-Sd7, 27. Dh8-Txd3. Weiß kündigt ein Matt in drei Zügen an, nämlich 28. f6-Kd8, 29. Dxe8-Kxe8, 30. Tc8# oder 28. ... Sxf6, 29. Dxf6-Kd7, 30. Sfs#. Eine sehr schöne Angriffspartie.

Lösungen: Nr. 31. 1. Tc4. Nr. 32. 1. Sf5. Nr. 33. 1. Sd5. Nr. 34. 1. Dh1. Angegeben von Georg Blum, Ludw. Darmstadt, Ludw. Nickel, Wilh. Biebler, Ingenieur Schmitt, H. Emmerling, Paul Buerke, Gustav Sinn, Ph. Wedesweiler, Herm. Mortes.

Lüftlign-Ln.



„Die Reistunde ist zu Ende, mein Herr!“
„Sagen Sie's dem Pferd!“



Je nachdem.

„Eisbeth, mein Mann bringt heute drei Geschäftsfreunde mit zum Essen.“
„Seht wohl! — wünschen gnädige Frau, daß die Herren wiedertommen sollen, oder nicht?“



Keine Wurst zu teuer.

„O, o, von der Frau Vieffe könnte ich Ihnen Sachen erzählen ... aber leider schmerzt mich mein Hals zu sehr, ich muß mich schonen!“
„Ach, bitte, erzählen Sie doch, liebe Frau Nachbarin, ich gebe Ihnen auch nachher ein gutes Mittel zum Gurgeln!“

Deutschstunde.

Professor (zitiert): „Da werden Weiber zu Hyänen! Wo kommt das her?“
Schüler: „In den besten Familien!“

(Rebelspaster)

Dankbar.

„Sagen Sie mal, Herr Tischbein, ist denn die Schriftstellerei eigentlich eine dankbare Beschäftigung?“
„Unbedingt! Jedenfalls bekomme ich alles was ich schreibe mit verbindlichem Dank zurück!“ (Politiken.)

Strasfearbeit.

„Du solltest das doch zwanzigmal abschreiben — hier steht es aber nur achtzehnmal!“
„Herr Lehrer, im Rechnen habe ich doch auch eine Fünf!“ (Muskete.)

Hygiene und Fleilkunde.

Der Heuschnupfen und seine Bekämpfung.

Den meisten Menschen gelten die Monate des Frühlings als die schönsten des Jahres. Doch viele sehen dieser Zeit mit sehr gemischten Gefühlen entgegen; denn sie bringt ihnen regelmäßig für etwa sieben Wochen erhebliche Plage durch den Heuschnupfen, der sich alle Jahre, fast auf denselben Tag einsetzend, bei ihnen wieder zeigt. Wenn in der Natur das Blühen, namentlich der Gräser und Getreide, beginnt, setzt der Wind den Blütenstaub (Pollen) in Bewegung, so daß die Luft mehr oder weniger große Mengen davon mit sich führt. Die Pollenweiskörperchen reizen die Schleimhäute der menschlichen Atmungsorgane. Je nach der Stärke der Reizung zeigen sich Krankheitsbilder von leichtem Schnupfen bis zu Bronchialasthma mit Atemnot, begleitet von Brennen im Rachen, Blutandrang zum Kopf, Sandkörnergefühl in den Augen, Mattigkeit. In Deutschland tritt das Leiden je nach der Vegetationslage des Wohnorts von März bis etwa Ende August auf etwa sechs bis acht Wochen in Erscheinung.

Daraus, daß nur ein Teil der Menschen unter Heuschnupfen („Heufieber“) zu leiden hat, ergibt sich, daß eine besondere Anlage dazu vorhanden sein muß. Ihr liegt wohl eine gewisse erbliche, vom Regelmäßigen abweichende körperliche Verfassung zugrunde. Aus einer neuern umfassenden, auf geeignetem Material aufgebaute Statistik geht hervor, daß kein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Geschlechtern in der Verteilung der starken und schwachen Fälle von Heufieber besteht.

Die Frage, wie häufig und stark das Heufieber in den verschiedenen Altersstufen auftritt, ist bisher nicht einheitlich beantwortet worden. Untersuchungen haben ergeben, daß Menschen in allen Lebensaltern von der Krankheit befallen werden. Der Beginn der Krankheit fällt meist in die ersten drei Jahrzehnte des Lebens. Bei den jährlichen Neuerkrankungen spielen die Sonneneinstrahlung, Bewölkung, Luftfeuchtigkeit und Regenmenge eine Rolle. Die Heftigkeit der Erkrankung nimmt mit zunehmendem Alter ab. Im Beginn ist der Heuschnupfen oft nicht von einem gewöhnlichen Schnupfen zu unterscheiden. Es kommt infolgedessen vor, daß manche Erkrankte erst in einem recht trodenen Jahr ihren „Katarth“ als Heufieber erkennen; bei vielen Personen werden seine Merkmale bei dem im Laufe mehrerer Jahre sich wiederholenden Auftreten immer deutlicher und bezeichnender.

Man sollte annehmen, daß die der Einwirkung der Pollen viel stärker ausgelegte ländliche Bevölkerung viel mehr Erkrankungen zeigen müsse als die städtische. Das Gegenteil ist aber der Fall; die städtische und besonders die großstädtische Bevölkerung stellt das Gros der Heufieberkranken dar.

Die meisten Kranken besitzen eine erhöhte nervöse Reizbarkeit; oft finden sich in der Nase auch anderweitige Veränderungen, wie Verdickungen und Wulstungen, wodurch eine gesteigerte Empfindlichkeit hervorgerufen wird. Ist die Krankheit erst einmal ausgebrochen, so hört sie nicht direkt mit dem Verschwinden der Pollen aus der Luft wieder auf, sondern dauert etwa zwei bis drei Monate in stärkerem oder schwächerem Grade an.

Der Grad der Empfindlichkeit der einzelnen Kranken gegen den Blütenstaub ist recht verschieden. Bei geringerer Reizbarkeit kann man sich vor dem Ausbruch des Heufiebers schon schützen durch Aufenthalt im Mittelpunkt einer sehr

großen Stadt, weitab von blühenden Wiesen. Haben sich solche Kranken durch einen Spaziergang im Freien einen Anfall zugezogen, so genügt bisweilen schon ein längerer Aufenthalt im geschlossenen Zimmer, um Heilung zu erzielen. Manche Kranken machen sich auch den Umstand zunutze, daß die Grasblüte im Tief- und Hochland um einige Wochen auseinanderliegt; sie begeben sich dahin, wo gerade keine Blüte ist. Für Berlin liegt die Haupterkrankungszeit Ende Mai, für das Rheinland Anfang Juni. Doch gibt es auch Vorläufer, die schon im April, zur Zeit der beginnenden Obstblüte, befallen werden. Einzelne Menschen sind besonders empfindlich gegen Roggen, andere gegen Weizen, andere gegen Gräserpollen, verhältnismäßig wenige gegen Obstbaum- oder sonstige Blüten.

Im allgemeinen hat die Verbreitung des Leidens seit Anfang des 19. Jahrhunderts stark zugenommen. Hieraus wird auch wohl die Gründung des sogenannten Heufieberbundes E. B. zurückzuführen sein, einer Vereinigung von Heufieberkranken, die sich die Erforschung des Leidens, wie auch die planmäßige Bekämpfung, zur Aufgabe gemacht hat.

Was die Behandlung anbelangt, so kann man, wenn die Krankheit an den Augen zu beginnen pflegt, diese durch eine entsprechende Brille zu schützen versuchen; fängt sie in der Nase an, so kann man sich durch Wattepföpfe oder geeignete kleine Apparate die Nase verstopfen und so den Eintritt des Blütenstaubs wenn auch nicht ganz verhindern, so doch abmildern; wie weit diese Schutzmaßnahme Vinderung bringt, hängt lediglich von der Schwere des Leidens ab. Möglicher Aufenthalt im Zimmer oder lange Seereisen zur Zeit der Gräserblüte können dazu beitragen, die Anfälle zu vermeiden. Neu Erkrankte dürfen natürlich nicht vergessen, die ihnen gefährlichen Pflanzen aus den Zimmern zu entfernen, auch dürfen sie nicht bei offenem Fenster schlafen.

Die Beseitigung der existierenden symptombedingenden Mittel bezieht auf das Beste, daß ein wirkliches ursächliches Heilmittel noch nicht gefunden ist. Doch der Heufieberbund ruht nicht. Seit 35 Jahren stellt er immer wieder durch die von ihm an den Kranken gesammelten wissenschaftlichen Beobachtungen, durch wertvolle Aufzeichnungen und Statistiken die Forschungswelt vor neue Aufgaben; er sorgt aber auch durch Bekanntgabe von Sammelberichten, sowie durch Vorträge dafür, daß Kranke wie Ärzte dauernd über den Stand der Forschungsarbeit unterrichtet sind. Nicht minder warnt er seine Mitglieder vor der Anwendung weniger guter, oft Opium enthaltender und daher schädlicher Mittel. Im weitern unterstützt er seine sozial schwach gestellten Mitglieder, sorgt für billige und zweckentsprechende Unterkunft in geeigneten und erprobten Seebädern oder Hochgebirgsplätzen und hat ebenfalls auf gemeinnütziger Grundlage, Fahrpreis- und Kurgebührenermäßigungen, Preisvorteile der Bäder und Inhalatorien sowie in Spezialkrankenanstalten für seine Mitglieder in vielen Orten durchgesetzt. Alljährlich im Monat Juni veranstaltet der Heufieberbund E. B. eine Hauptversammlung, und zwar da, wo sich die meisten der deutschen, holländischen und englischen Leidenskollegen für einige Wochen zusammenfinden, nämlich auf dem vegetationslosen Felsenland Helgoland.

Die Geschäftsstelle des Heufieberbundes E. B. befindet sich seit vielen Jahren in Düsseldorf, Harlekstraße 9.

untere als die körperliche. Wenn man ganz richtig entwickelt ist, sollte man eigentlich mit allen drei Lungenteilen atmen, das kommt aber sehr selten vor. Es sollte sich aber jeder darin üben, seine Lungen möglichst vollständig in Funktion zu setzen.

Wenn man sich auf den Rücken legt und den Atem kurz durch die Nase einzieht, ist es leicht möglich, alle drei Lungenteile zu füllen. Man kann das selber versuchen, und wird sehen, wie sich erst die obere, dann die mittlere und endlich die untere Partie der Bauchseite heben. Wenn man diese eine Übung morgens und abends eine Woche lang durchführt, wird man schon eine Veränderung des Gesundheitszustandes bemerken.

Einfache Kost ist ein Hauptfordernis für einen gesunden Körper. Viel Milch, Obst und Gemüse, dagegen wenig Zucker, Salz, Fett und Stärkemehl.

Bei allen Körperübungen sind diejenigen die wichtigsten, die dazu beitragen, die Lungen zu entwickeln. Dadurch wird auch das unerwünschte Fett beseitigt. Niemals darf man eine Kost ohne reiche Fettstoffe zu sich nehmen, wenn man nicht gleichzeitig für gute Körperübungen sorgt. Wenn man dem Körper nur das Fett entzieht, sonst aber alles beim alten läßt, so werden die inneren Fettgewebe angestrichen und die Haut leidet unter dieser Kur.

Die wichtigsten Körperübungen werden immer auf dem Rücken liegend ausgeführt. Wenn man die Hände über den Kopf hebt, werden die oberen Lungenteile in Benutzung genommen, während das Heben der Beine die unteren Lungenteile in Arbeit setzt, vorausgesetzt, daß man die Bewegungen mit den richtigen Atembewegungen begleitet. Wenn die oberen Lungenteile schlecht arbeiten, kann man niemals befriedigende geistige Arbeit leisten. Ein schlechtes Arbeiten der unteren Lungenteile wirkt ungünstig auf die Körperbeschaffenheit ein.

Daß Zähne und Haut peinlich sauber gehalten werden müssen, versteht sich eigentlich von selbst. Ist man hierin nachlässig, braucht man sich über mangelhaften Gesundheitszustand nicht zu wundern. Mit dem Gesunde ist am Morgen eine kalte Abreibung mit dem Schwamm, allerdings nur in gut geheiztem Raum und nach einem warmen Bad. Nimmt man die Abreibung bei kalten Tagen in kalten Räumen vor, können unangenehme Erkältungen die Folge sein.

Dr. P. B.

Wie behandelt man Wunden?

Unter den Dingen, bei denen ein einziges Wort die verschiedensten Bilder weckt, ist die Wunde. Es gleicht keine der anderen! Aber selbst ein und dieselbe läßt sich kaum wiedererkennen, wenn auch nur kurze Zeit für den Vorgang der Heilung oder die Ausbreitung einer Wundinfektion vergangen ist. Deshalb läßt sich die Frage, wie man Wunden versorgen soll, — trocken, feucht, offen, geschlossen, mit kühlenden, hitzenden, anregenden oder beruhigenden Umschlägen, und mit Salben oder mit Pulvern — nicht mit wenigen Worten, sondern nur mit einem ganzen Buche behandeln. Selbst Dr. Demmer, der sich in der „Ärztlichen Praxis“ mit Glück bemüht, wenigstens einige Richtlinien auszusprechen, kann nicht umhin, eine Reihe von Schemata mit bezifferten Unterscheidungen soundso vieler Arten und Stadien des Wundverlaufes zu Grunde zu legen. Denn es geht eben nicht an, Wunden, die ihrer Natur nach verschieden sind, auf die gleiche Weise versorgen zu wollen. Es ist das wie beim Gärtner. Er läßt ja die Pflanze nicht wachsen, das tut die Natur; aber er muß, wenn er will, daß hier und jetzt ein ergiebiger Wachstumsprozeß sich vollende, gewisse Bedingungen dafür schaffen. Auch bei der Wundheilung ist ein Wachstumsprozeß zu erreichen: der Defekt, der die Wunde ausmacht, schließt sich ja dadurch, daß Körpergewebe in ihn hineinwächst. Auch das kann der Arzt selbstverständlich nicht machen, es macht die Natur. Aber hier gibt es ebenfalls Schädlinge, die den Vorgang stören (Bakterien sind pflanzliche Parasiten!), und es gibt „guten und schlechten Boden“ (denn der Körper oder die Gegend der Wunde kann frischfräftig sein und daniederliegen, und die Zirkulation, die Abwehrkräfte, die Nährstoffe, können reichlich sein oder mangeln). Das zeigt die Wundbehandlung als eine Aufgabe nicht der örtlichen, sondern der allgemeinen ärztlichen Fürsorge und läßt das Interesse des Chirurgen an den Problemen des Kreislaufes, des Stoffwechsels, der Immunitätslehre, der Diätetik verstehen. (Man glaube übrigens nicht, daß dies Interesse neu wäre, es war nur inzwischen erloschen; wie denn nicht selten Fortschritte in der Medizin nur als solche erscheinen, weil es Generationen gibt, die das Stadium der früheren nicht mehr mit Nutzen betreiben.) Ihnen gelten deren Erfahrungen weniger als ihre eigenen Theorien; und sie müssen diese erst wieder verlassen, um jene aufs neue machen zu können. Mit den allgemeinen Problemen der Wundbehandlung beschäftigt sich aber der Aufsatz nicht, den wir als Anlaß zu unseren Ausführungen nehmen. Sein bescheidener Titel heißt:

Welche Wunden sind trocken, welche feucht, und welche mit Salben zu behandeln? — und er weist ausdrücklich darauf hin, daß diese Entscheidungen häufiger, als es scheinen mag, nur vom Chirurgen getroffen werden können. Es gibt ja bekanntlich zwei Heilungen der Wunde: den direkten Wundschluß durch lückenlose Vereinigung der Wundränder, und den indirekten Wundschluß mittels einer Gewebesbrücke und deren möglichst vollständiger Überhäutung. (Die Fackelzeichnungen bleiben hier außer acht.) Das erste von beiden ist selbstverständlich das beste, und es wäre auch gefährlich, in jedem Falle danach zu streben, wenn nicht eben die Wundinfektion eine so häufige und so schwer abzuschließende Komplikation für den Heilungsorganismus abgäbe. Sie zwingt oft dazu, Wunden absichtlich offen zu halten, um zunächst durch Luft und antiseptische Mittel, durch künstliche Blutfülle und durch allgemeine oder chirurgische Maßnahmen die Erreger und das von ihnen zerstörte Gewebe zu beseitigen, damit dann die gereinigte Wunde sich von der Tiefe her dauerhaft schließt. Wer für eine dieser Etappen den richtigen Zeitpunkt verpaßt, läuft Gefahr, daß ihm später funktionswichtige Teile im Wundbereich oder in dessen Umgebung absterben. Es gehen Gelenkteile, Sehnen und Nervenzügel nicht selten auf diese Weise entzwei, und es entsteht so ein Schaden, den niemand mehr gutmacht.

Mag der Arzt aus dem Aufsatz Dr. Demmers die Mahnung entnehmen, sich beizeiten zu prüfen, ob seine Er-sahrung für eine Wunde, die er behandeln will, ausreicht, so mag der Laie gewarnt sein, das Honorar für den Arzt nicht um jeden Preis zu ersparen. Es gibt kein Verfahren, keine Salbe und keinen Verband, der für alle Verletzungen gut ist, was dem einen genügt hat, muß dem andern darum nicht nützen, und wenn eine Wunde erst einmal „schlimm“ wird, so fragt es sich, was man damit noch erreicht.

Dr. med. H. K.

Radioaktivitäten gegen Paralyse.

Malaria-Injektion überflüssig. — Künstliches Fieber von beliebigem Höhe.

Professor Wagner-Jauregg, der berühmte Nobelpreisträger, der zum ersten Male die furchtbare Krankheit der Paralyse durch Erzeugung des Malariafiebers heilte, machte vor kurzer Zeit in der Wiener klinischen Wochenschrift bedeutsame Mitteilungen über ein neues Heilverfahren, das der New Yorker Psychiater Dr. Seland E. Hinsel anwendet. Aus dem Umstand, daß Wagner-Jauregg persönlich sich für diese neue Methode einsetzt, geht zur Genüge ihre Bedeutung hervor.

Sie besteht darin, daß Radioaktivitäten zur Behandlung der Paralyse benutzt werden, indem mit Hilfe dieser Wellen künstlich Fieber erzeugt wird. Schon seit längerer Zeit weiß man, daß Kurzwellen imstande sind, die Temperatur des Körpers unter bestimmten Bedingungen zu erhöhen. Dr. Hinsel kam nun auf den guten Gedanken, diese Eigenschaft der Radioaktivitäten im Dienste der Paralytiker zu versuchen, da er annahm, daß es sich auch nur um künstliche Erzeugung des Malariafiebers allein handeln kann, wenn man Heilwirkung erzielen will. Da die Natur uns in den Radioaktivitäten ein weniger gefährliches Mittel zur künstlichen Fiebererzeugung geschenkt hat, so lag die Möglichkeit nahe, daß

dieses künstliche Fieber auch zur Heilung der Paralyse beitragen wird, ohne die schädlichen Folgen des Malariafiebers.

Nach Mitteilung Wagner-Jaureggs wird der Geistesranke auf eine Tragbahre gelegt, unter der sich eine Art von Kurzwellen sender befindet, der für diese besonderen Zwecke besonders gearbeitet ist. Die Wellen werden zwischen zwei Kondensatorplatten konzentriert, die mit dem geisteskranken Patienten in einer Verbindung stehen. Nun durchströmen die Wellen den Körper des Kranken und erzeugen das ersuchte Fieber. In einer Behandlung von einer Stunde wird die Körpertemperatur des geisteskranken Patienten bis auf 40 Grad Celsius gesteigert, und falls es erforderlich ist, kann sie noch erhöht werden. Man hat auf diese Weise gewissermaßen die Fähigkeit gewonnen, ein Fieber von beliebigem Höhe zu erzeugen, und die Energiequellen in dem richtigen Augenblick wieder auszu-schalten, wo sie ihre Arbeit, nämlich die Fiebererzeugung, getan haben. Den größten Ruheeffekt erzielte man mit einer 30-Meter-Wellen, der eine Schwingungszahl von 10 Millionen in der Sekunde entspricht.

Die New Yorker Ärzte haben mit dieser Methode bei Paralyse die besten Heilwirkungen erzielt

und dadurch ungewöhnliche Erfolge erreicht, die sicherlich die Veranlassung dazu sein werden, daß man sich auch bei uns mit dieser neuen Methode befaßt wird. Ob diese neue Behandlung mit Radioaktivitäten geeignet sein wird, die Heilmethode zu verdrängen, die in der künstlichen Erzeugung des Malariafiebers besteht, wird die Zukunft lehren. In jedem Falle erscheint sie als eine ganz ungewöhnliche und bedeutsame Bereicherung des Heilver-

fahrens bei dieser furchtbaren Krankheit. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß die früher so bedrohlich erscheinende Eigenschaft der Kurzwellen, unter gewissen Umständen zur Erhöhung der Temperatur beizutragen, von folgerichtig denkenden Ärzten zu einem Segen für die Menschheit gemacht worden ist.

Im Anschluß daran sei mitgeteilt, daß Wagner-Jauregg auch bei anderen Geisteskranken eine neue erfolgreiche Methode der Behandlung durch Impfung anwendet. Zuerst wird festgestellt, welches Krankheitsgift mit Schuld an der geistigen Erkrankung haben kann. Dann erfolgt eine Spezialbehandlung, die sich in erster Reihe darauf bezieht, das Krankheitsgift und seine schädlichen Folgen im Organismus zu beseitigen. Auch mit dieser neuen Methode sollen bereits günstige Erfolge erzielt worden sein.

So beginnt man mit verhältnismäßig einfachen Mitteln der Krankheiten Herr zu werden, die bis jetzt zu den größten Schrecken der Menschheit gehörten, denn in den meisten Fällen waren menschliche Mittel machtlos. Besonders die Paralyse war nicht nur durch ihre schaurigen Folgen, sondern auch durch ihre Unheilbarkeit eine der grauigsten Krankheitserscheinungen, unter denen die Menschheit litt.

J. G.

Atme richtig!

Es erhält jung und frisch. — „Innere“ Kosmetik macht die äußere überflüssig.

Eine Frau, die die Pflege von Schönheit und Gesundheit zu ihrem Lebensberuf gemacht hat, vertritt den Standpunkt, daß die Menschen nur ihren Körper besser zu kennen und zu behandeln brauchen, um gesundheitlich sich in einem weit erfreulicherem Zustand zu befinden. Sie sagt zunächst, daß der Durchschnittsmann und die Durchschnittsfrau kleiner sind, als sie zu sein brauchen, wenn sie die richtige Diät befolgten und für zweckmäßige Körperübungen sorgten.

Frau Alwyn, eine Engländerin, die diese Lehren vertritt, hat eine sechzehnjährige Tochter, steht aber selber wie ein junges Mädchen aus. Mutter und Tochter sind größer als die Durchschnittsfrau und erfreuen sich einer untadeligen Gesundheit. Sie brauchen nicht mehr als sechs Stunden Schlaf und sind selbst nach vier Stunden vollkommen ausgeruht und frisch. Frau Alwyn betont, daß es ihr möglich sei, überall sofort einzuschlafen und nach fünf Minuten erfrischt zu erwachen. Wenn sie sehr ermüdet ist, braucht sie sich nur ein paar Minuten hinzulegen, den Körper zu entspannen, und ist nach einigen Atemzügen, ohne die Augen geschlossen zu haben, wieder auf ganz dem Posten.

Frau Alwyn verweist darauf, daß die meisten Menschen eine fehlerhafte Atmung haben, ohne es zu wissen, und doch hängt von unserer Atmungsweise nicht nur unsere Gesundheit, sondern auch unser Charakter ab. Den besten Gebrauch von seinen Lungen macht gewöhnlich ein starker und gut gebauter Mensch, der Naturempfinden hat und geistig arbeitet. In der Tat unterscheidet man drei Lungentypen, nämlich die obere, die mittlere und die untere. Die obere Lunge gilt als die geistige, die mittlere als die gefühlsbetonte und die